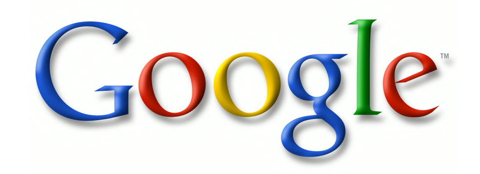







DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.
1882



Volks-Märchen

aus

Böhmen.

Von

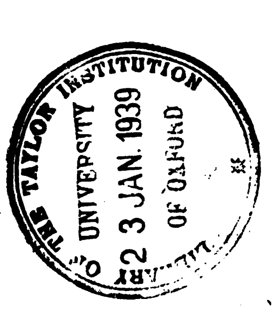
J. Milenowsky.

Mit sieben Holzschnitten, nach Zeichnungen von C. T. Reiffenstein.



Breslau.
Verlag von Joh. Urban Kern.

1853.



Inhalt.

Das Märchen von den Sternprinzen.

Es war einmal ein reicher, mächtiger König. In Frieden und Eintracht lebte er mit seiner schönen Gemahlin, geliebt von seinen Unterthanen. Dennoch war er nicht glücklich, denn er hatte keinen Erben, dem er einst sein großes, schönes Reich hätte übergeben können. Hierüber verfiel er oft in Trübsinn und schloß sich in seine Zimmer ein, wo er Tage lang darüber nachsann, wie er einen Erben erhalten könnte. Nachdem er seinen Geist lange Zeit vergeblich angestrengt hatte, ließ er im ganzen Reiche ausrufen: Derjenige werde eine große Belohnung erhalten, der dem Könige ein Mittel namhaft machen würde, welches ihm einen Nachfolger, dem Reiche einen künftigen König verschaffen könnte.

Nach wenigen Tagen kam ein altes Weib in den königlichen Palast und bot dem Könige ihre Hülfe an, wenn er sie bis zu ihrem Tode am königlichen Hofe und in Ehren

halten wollte. Kaum hatte der König diese billige Bedingung gewissenhaft erfüllen zu wollen versprochen, eilte das Weib zu dem Bache, der durch den königlichen Garten floß, brachte von dort einen Gold- und einen Silberfisch und befahl beide zu backen.

Als die Fische gebacken waren, mußte die Königin den Goldfisch essen, das alte Weib aß den Silberfisch.

Mit größter Spannung wartete der König die Wirkung ab und seine Freude war unbeschreiblich, als die Königin nach wenigen Monaten einen Knaben von ungewöhnlicher Schönheit gebar. Zwar wurde seine Freude durch den Umstand sehr getrübt, daß die Königin kurz nach der Geburt des Prinzen starb; aber bald vergaß er vor Freude über den Lebenden die Trauer um die Todte und liebte den Knaben nur um so mehr. Auch das alte Weib gebar einen Knaben und auch sie starb bald nach der Geburt desselben.

Beide Knaben waren einander so auffallend ähnlich, daß man sie kaum unterschieden hätte, wenn nicht Beide ein, wenn gleich gemeinsames, dennoch streng unterscheidendes, Merkmal gehabt hätten. Dies war ein Stern. Mitten an der Stirn des Sohnes der Königin strahlte er im reinsten, goldenen Glanze, während er von der Stirn des Andern in Silberstrahlen hell und mild umherblickte.

Die Knaben wurden am königlichen Hofe wie Brüder und königliche Prinzen gehalten, und da der Unterschied ihrer Geburt nur wenigen Vertrauten bekannt war, galten sie auch für solche. Gemeinsam wuchsen sie heran, gemeinsam bildeten sie ihren Geist, gemeinsam übten sie ihren Körper, und ein festes Band warmer Freundschaft knüpfte ihre

Herzen aneinander. So hatten sie das Jünglingsalter erreicht. In Waffenübungen übertrafen sie durch körperliche Gewandtheit alle Altersgenossen, in Kenntnissen mochte sich Keiner mit ihnen messen. Kein Wunder also, daß der König sich freuete und das Volk in lauten Jubel ausbrach, wenn die Prinzen öffentlich erschienen. Was jedoch den wahren Werth der Prinzen in's hellste Licht stellte, war die Hochachtung, die alle edlen Männer des Landes ihnen zollten, indem die Einen der Muth und die Entschlossenheit ihres Benehmens, Andere der Adel ihrer Gesinnung, die Dritten die Güte ihres Herzens zur Bewunderung und Liebe hinriß. Hierdurch geschah es, daß die Prinzen, trotz ihrer Jugend, gesucht, um Hülfe und Unterstützung angegangen wurden. Dies war gewöhnlich kaum geschehen, so stürmte Prinz Goldstern zur Ausführung dessen, wozu er sich entschlossen hatte. Daher kam es, daß er oft sein Thun bereute, was bei Silberstern nie der Fall war, weil dieser immer bedächtig an's Werk ging, untersuchte, überlegte, dann aber seinen Vorsatz nie fallen ließ, was Goldstern zuweilen that, wenn er auf große Hindernisse stieß, oder wohl gar später von der Unmöglichkeit der Ausführbarkeit seines Versprechens sich überzeugte. Ein so entgegengesetztes Benehmen hatte den Grund in der Verschiedenheit des Charakters. Prinz Goldstern: hitzig, unbesonnen, nie prüfend, nie erwägend, immer aber edel, jedoch mehr aus angeborener Herzensgüte. Prinz Silberstern: vorsichtig, bedachtsam, forschend, untersuchend und edel aus Ueberzeugung und nach Grundsätzen. Man sollte meinen, dieses Ungleichartige ihres Charakters hätte der gegenseitigen Zuneigung der Prinzen Eintrag gethan,

doch war dies nicht der Fall; ihre Liebe blieb immer gleich stark, ja, wenn es möglich gewesen wäre, hätte man sagen müssen, sie wachse mit den Jahren.

So hatten sie das zwanzigste Lebensjahr erreicht. Plötzlich hatten sich dunkle Wolken auf der Stirn des Prinzen Goldstern gelagert, seine gewöhnliche Heiterkeit war verschwunden; ernst, in düsteres Nachsinnen versunken, floh er jede Gesellschaft, auch die seines angeblichen Bruders. Der König bemerkte bald die große Veränderung, die mit seinem Sohne vorgegangen war, und war eifrig bemüht, ihn zu zerstreuen. Ritterspiele und Feste wurden veranstaltet; Alles umsonst — Prinz Goldstern nahm nur so lange Theil daran, bis er sich unbemerkt hinwegschleichen konnte. Gelang ihm dies, so fand man ihn alsbald auf den entlegensten Gängen des königlichen Gartens sinnend umherwandeln. Der König wurde hierüber sehr unruhig und um so besorgter, als man vom Prinzen die Ursache seines Trübsinns nicht erfahren konnte, indem derselbe hierüber geheimnißvoll schwieg. Destomehr überrascht war der König, als eines Tages unvermuthet Prinz Goldstern vor ihm erschien und um die Erlaubniß bat, auf Reisen gehen zu dürfen, um, wie es Ritterpflicht und Rittersitte wäre, fremde Länder zu sehen, fremde Sitten kennen zu lernen und sich dadurch zu bilden. Anfangs wollte der König nicht einwilligen, aus Furcht, den Sohn, seinen einzigen Trost, zu verlieren, gab jedoch bald nach, als ihm dieser bedeutete, die Gewährung seiner Bitte sei das einzige Mittel, seinen Trübsinn zu heilen. Alsogleich wurden am königlichen Hofe für den Prinzen Anstalten zur Reise getroffen, die jedoch bald geendet waren, als der Prinz

erklärte, er wolle nur mit Bruder Silberstern allein und als gewöhnlicher Ritter reisen. Prinz Silberstern willigte ein, — und nach wenigen Tagen traten Beide ihre Reise an.

Unsere Reisenden hatten sich kein bestimmtes Ziel der Reise vorgesteckt, daher schlugen sie, nachdem sie von dem sie begleitenden Könige, dem Hofstaate und einer Menge Volkes, dessen Lieblinge sie waren, Abschied genommen hatten, den ersten besten Weg ein.

Schweigend ritten sie nebeneinander auf der schönen Ebene, die sich nahe der Hauptstadt ausbreitete. Prinz Goldstern hatte das Haupt gesenkt und beobachtete ein tiefes Stillschweigen; desto thätiger war Prinz Silberstern, freilich nur mit den Augen. Munter blickte er herum, und nur wenn sein Blick auf der Gestalt seines trauernden Gefährten weilte, trübte sich sein Gesicht. Mehrmals öffnete er den Mund, um diesen anzureden und vielleicht durch ein Gespräch die Ursache seines Kummers zu erfahren, oder doch wenigstens ihn munterer zu stimmen. Immer schwieg er aber wieder, weil er selbst den Schein, als wolle er sich in die Geheimnisse seines Bruders einschleichen, vermeiden wollte. So war der Abend gekommen. Golden glänzte die Sonne, leise fächelte die Luft und schien freundliche Zwiesprache zu halten mit den Blättern der Bäume und dem Grase der Wiesen. Das Herz des so lange in sich gekehrten Prinzen öffnete sich; er gestand seinem Begleiter: nicht die Sehnsucht nach fremden Ländern, fremden Sitten, anziehenden Abenteuern habe ihm das Leben am Hofe seines Vaters verleidet, sondern er ziehe hinaus, eine Jungfrau zu suchen, deren Schönheit sein Herz gefesselt habe.

„Du wirst lächeln, lieber Bruder," fuhr er dann fort, „wenn ich Dir gestehe, daß ich die Herrin meines Herzens noch nie mit meinen Augen gesehen habe. Nur in seligen Träumen erschien sie meiner Seele, dennoch hat sich ihr Zauberbild mit unauslöschlichen Zügen in meine Brust gegraben, daß ich sie nie vergessen kann."

Prinz Silberstern wollte dem also Sprechenden bemerkbar machen, es sei ungewiß, ja sehr unwahrschrinlich, daß man die Phantasiegestalt eines nächtlichen Traumes finden könnte, als er sich noch bei Zeiten erinnerte, daß es verlorene Mühe wäre, einen Liebenden mit Vernunftgründen heilen zu wollen. Er beschloß daher, der Zeit und den Eindrücken der Reise ein so undankbares Geschäft zu überlassen, und sagte blos, nun man auf der Reise sei, wolle man sehen, ob das Zauberbild auch in der Wirklichkeit zu finden wäre.

Mehrere Wochen waren die Prinzen bereits auf dem Wege, ohne daß ihnen etwas Merkwürdiges zugestoßen wäre.

Eines Tages kamen sie auf eine weite, traurige Ebene. Die ganze Gegend, so weit die Blicke reichen konnten, war mit dürftigem Haidekraut bedeckt, kein Baum unterbrach das traurige Einerlei, nur nackte Felsen lagen zerstreut umher, gleichsam von Riesenhänden hingeworfen, um dem schweifenden Auge wenigstens einige Ruhepunkte zu gewähren. Alles war todt und öde; als ob eine lebensfeindliche Fee Alles beseitigt, was wohlthuend und erquickend — und Alles befördert hätte, was abspannend und tödtend ist, schien die ganze Ebene ein flaches Grab zu sein, das die Verwesung nur beschleunige. Kein fächelndes Lüftchen umspielte hier kühlend die Stirne des Wanderers, kein erquickender Thau

brachte hier neues Leben irgend einem Geschöpf, und die Sonne, ihren Dunstkreis durchbrechend, schien traurig auf der weiten Fläche nach einem lebenden Wesen zu suchen, um ihm mit Rosenschrift und Strahlenhänden auf die breite Fläche ein Märchen zu schreiben von dem hier gebannten Leben. — Sie waren den ganzen Tag geritten; schon kam der Abend der dahineilenden Sonne hinkend nach, breitete sein düsteres Gewand über die ganze Gegend, und unsere Ritter sahen noch immer kein gastliches Dach, das ihnen für die kommende Nacht Schutz verheißen hätte. Schon machten sie sich mit dem Gedanken vertraut, die Nacht im Freien zubringen zu müssen, als ihnen plötzlich die Golddächer einer ausgedehnten Burg in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne freundlich entgegenwinkten. Die Ritter gaben ihren müden Rossen die Sporen, und bald kamen sie am gewünschten Ziele an. Sie standen vor einer Burg, die durch ihre Größe, zahlreichen Thürme und vergoldeten Kuppeln einen majestätischen Anblick gewährte. Das Thor stand offen, die Zugbrücke war herabgelassen, aber von Leben nirgends eine Spur. Die Brüder ritten über die Brücke — kein Trompetenstoß verkündete ihre Ankunft, sie kamen in das Thor — Niemand hieß sie willkommen, überall herrschte Grabesstille. In der Mitte des weiten Burghofes, der mit dichtem Grase bewachsen war, standen zwei Statuen von Stein, deren eine einen ehrwürdigen Greis mit einer Krone auf dem Haupte, die andere eine junge Frauengestalt von anmuthigen Gesichtszügen vorstellte. Auf einer Seite des Burghofes fanden die Prinzen geräumige lichte Stallungen und in denselben Futter für die Pferde im Ueberfluß, wor-

über sie sich nicht wenig verwunderten. Nachdem sie hier ihre Thiere versorgt hatten, suchten sie die Treppe, um in die oberen hellerleuchteten Zimmer zu gelangen. Bald war sie gefunden, breit und rein, ebenso die mit Marmor belegten Gänge, in denen ihre Tritte dumpf wiederhallten; denn von einem lebenden Wesen fanden sie in der ganzen Burg keine Spur, überall herrschte die tiefste Stille.

Mehrere Zimmer, durch welche sie gingen, waren mit sehr viel Pracht, Aufwand und Geschmack eingerichtet und die einzelnen Einrichtungsstücke so rein gehalten, daß nirgends ein Makel zu sehen war. Hierauf kamen sie in ein Gemach, wo sie einen Tisch für zwei Personen gedeckt fanden; auf dem Tische standen verschiedene Speisen und die ausgesuchtesten Weine. Unsere Ritter wußten nicht, was sie von Allem denken sollten; es kam ihnen so seltsam vor, überall der größte Aufwand, die seltenste Pracht, der ausgebildetste Geschmack, wahrhaft sybaritische Bequemlichkeitssucht und doch nirgends ein Mensch, ja nicht einmal der Schatten eines Menschen. Die Brüder theilten sich gegenseitig ihre Vermuthungen mit, doch bald lenkte der Magen ihre Gedanken auf einen anderen Gegenstand. Sie waren den ganzen Tag durch die öde, unfruchtbare Ebene geritten, wo sie keine Speise, keinen Trank erhalten konnten; daher setzten sie sich nun zu Tische, indem sie dafür hielten, daß, wenn auch der Herr der Burg käme, er gewiß gegen die Fremden Gastfreundschaft üben würde.

Nachdem sie ihren Hunger gestillt hatten, suchten sie eine Ruhestätte, und siehe, kaum öffneten sie die Thüre des anstoßenden Gemaches, fanden sie das Gesuchte, und zwar aber-

mals zur Bequemlichkeit jedes Einzelnen. Sie begaben sich zur Ruhe, und da sie von der Reise sehr ermüdet waren, schliefen sie bald ein.

Es war Mitternacht; ein ungewöhnliches Rauschen weckte den Prinzen Silberstern aus dem Schlafe, schnell sprang er aus dem Bette, öffnete rasch die Thüre des Gemaches — und blieb festgebannt an der Schwelle stehen. Die ganze Reihe der vor ihm liegenden Gemächer war glänzend erleuchtet, und eine zahlreiche Gesellschaft prachtvoll gekleideter Herren und Damen wogte durch dieselben auf und ab. Aus der Ferne tönte eine liebliche Musik, und als sich die Gesellschaft theilte, so daß der Ritter freie Aussicht in die entferntesten Gemächer hatte, sah er eine reichbesetzte Tafel, an derselben einen ehrwürdigen Greis mit einer Krone auf dem Haupte und neben ihm eine zarte Mädchengestalt von ausnehmender Schönheit. Beide Gestalten kamen dem Ritter sehr bekannt vor, und bald erinnerte er sich an die Statuen im Burghofe. Dieselben Gesichtszüge, dort unbeweglich in harten Stein gemeiselt, sah er hier vom Ausdrucke eines thätigen Geistes belebt. Besonderen Eindruck machte das Mädchen auf unsern Ritter. Die zarte Gestalt, die anmuthigen Gesichtszüge, das melancholische Auge fesselten ihn so, daß er lange Zeit außer ihnen nichts sah. Inzwischen wurde an der königlichen Tafel gespeist; die zahlreiche Dienerschaft brachte Speisen und trug sie wieder hinweg und Musik ertönte ununterbrochen fort. Endlich erhob man sich von der Tafel; die ganze Gesellschaft begab sich in den Saal, einladender tönte die Musik und in Reihen geordnet begann die Gesellschaft zu tanzen. Bei allen diesen Vor-

gängen war der Prinz an der Schwelle des Gemaches unbeweglich stehen geblieben und getraute sich, hocherstaunt über der nächtlichen Gäste Beginnen, auch dann nicht weiter zu treten, als das Licht vor dem anbrechenden Tage zu erbleichen begann, die Musik verstummte und die Gesellschaft, in langer Reihe an ihm vorübergehend, in der gegenüberliegenden Thüre verschwand. An der Spitze war der Greis mit der Krone auf dem Haupte und der schönen Prinzessin zur Seite, ihnen folgten die übrigen Herren und Damen, Hofleute und zuletzt die Diener. Diese Gelegenheit benützte Prinz Silberstern, blickte so tief in die sanften Augensterne der Prinzessin, daß seine Gedanken darin haften blieben und erst dann zurückkehrten, nachdem schon lange Alles verschwunden war; dann legten sie aber ein so zauberschönes Bild der Prinzessin in seinem Herzen nieder, daß der Prinz sich von demselben gar nicht trennen konnte. Müdigkeit zwang ihn endlich, sein Lager zu suchen. Sein Gefährte schlief fest, und auch seine Augenlider schloß bald der Gott der Ruhe. — Kaum hatte er diese geschlossen, so erschien ihm auch schon ein neues Bild. Eine Matrone von hoher Gestalt und freundlichen Mienen stand vor ihm und redete ihn traulich also an: „Stehe auf, mein Sohn, und höre mich! Nicht umsonst nenne ich Dich mit diesem theuren Namen. Denn wisse, ich bin Deine Mutter; meine liebsten Freunde bedurften meiner Hülfe, ich ward Dir Mutter zu ihrer Rettung und Deinem Glücke. Was Du vor einer Stunde sahest, war nicht ein Gaukelspiel Deiner gereizten Phantasie, Du sahest wirkliche Bewohner dieser Burg, denen es nur ein Mal im Jahre, und das zwar zur Nachtzeit, gegönnt ist,

ihre wahre Gestalt anzunehmen und um den Herrn sich zu sammeln, der durch mächtigen Zauber genöthiget ist, die übrige Zeit hindurch mit seiner Tochter als leblose Statuen in dem Hofe seiner Burg zu stehen. Der unglückliche Herrscher hat zwei Töchter, von denen eine dem Könige eines unterirdischen Reiches so wohl gefiel, daß er sie von ihrem Vater zur Gemahlin verlangte; da dieser jedoch seinem Ansuchen kein Gehör gab, entführte er die Tochter, den Vater aber und dessen ganzen Hofstaat verwünschte er in diesen traurigen Zustand. Der unglückliche König dauerte mich, und ich beschloß mit Deiner Hülfe seine Rettung. Die Aufgabe ist nicht leicht, doch hoffe ich, Dich bald am Ziele ihrer Lösung zu treffen. Ich werde Dich unsichtbar überall begleiten und mit aller Zaubermacht, die mir zu Gebote steht, unterstützen; ich lese aber in der Zukunft, daß das Meiste Deiner Klugheit und Deinem ritterlichen Sinne überlassen bleiben müsse. Darum sei vorsichtig und handle. Vor allem Andern mußt Du das Zauberwasser holen, welches der König des unterirdischen Reiches auf das Sorgfältigste verwahrt; es ist derselbe, welcher die Tochter des unglücklichen Herrschers gefangen hält. Den Eingang in sein Reich wirst Du also finden: Grabe mit Deinem Schwert an jener Stelle des Burghofes, auf welcher die Blicke der beiden Statuen zusammentreffen. Du wirst eine goldene Ruthe finden, diese nimm und mache Dich auf den Weg. Zur rechten Seite der Heerstraße, die Ihr einschlagen werdet, wirst Du einen viereckigen Stein sehen, diesen berühre mit der Goldruthe, und sogleich wird Euch der Weg in's Unterreich offenstehen.

Nun also schnell zur That; hast Du sie vollbracht, dann sehen wir uns wieder."

Nach dieser Rede verschwand die Gestalt, und Prinz Silberstern erwachte. Noch einmal durchdachte er die Begebenheiten der Nacht, dann sprang er schnell aus dem Bette, kleidete sich eilends an, nahm sein Schwert und begab sich in den Burghof, entschlossen, sein Werk zu beginnen. Bald war auf der bezeichneten Stelle die goldene Zauberruthe gefunden, worauf er, über die Bestätigung der gehabten Erscheinung hoch erfreut, zu seinem Gefährten eilte, der mittlerweile erwacht und nicht wenig erstaunt war, seinen Bruder nicht zu sehen. Indem er den Vermißten suchte, trat er dem Zurückkommenden in dem Speisesaale von gestern entgegen, wo sie abermals ein Frühstück für zwei Personen zubereitet fanden. Ohne lange zu überlegen, setzten sie sich zu Tische, und während des Essens erzählte Prinz Silberstern von seinen Erscheinungen und wies die gefundene Zauberruthe vor.

Prinz Goldstern, der auf seiner Reise ohnehin kein bestimmtes Ziel vor Augen hatte, bot sich zum Reisegefährten an, was mit Freuden angenommen wurde. Voll Eifer und Muth machten die Ritter sofort Anstalten zur Weiterreise, welche bald beendet waren, wornach sie die gastliche Burg verließen.

Sie waren eine kurze Strecke geritten, fanden den bezeichneten Stein, der sich, mit der Zauberruthe kaum berührt, zur Seite schob und einen unterirdischen Gang öffnete. Unverzagt ritten unsere Ritter in die breite Oeffnung ein. Anfangs mußten sie sehr langsam vorwärts reiten, denn eine dichte Finsterniß umgab sie, bald jedoch sahen sie Licht und

gelangten auf eine herrliche Ebene, an deren einem Ende sie die Thürme einer großen Stadt erblickten, zu welcher eine breite Allee führte. Rascher ging es nun vorwärts; bald war die Stadt erreicht. Eben ritten sie in das Thor ein, als ein großer Lärm entstand, und indem die Reisenden nach der Ursache desselben fragen wollten, sahen sie eine große Menge reich gekleideter Hofbeamten zum Thore sich hinbewegen; in ihrer Mitte fuhr auf einem von Gold und Edelsteinen schimmernden Wagen der König; ihm zur Seite saß ein Mädchen von zauberischer Schönheit, aber so viel Trauer und Melancholie im Ausdrucke des Gesichtes, daß es schien, als sähe man ein Wunderbild, über welches ein dünner Nebelschleier gebreitet wäre. Kaum hatte Prinz Goldstern die Jungfrau erblickt, faßte er seines Gefährten Hand und rief ihm zu: „Das ist sie, das Zauberbild meiner Geliebten, die ich suche!" und sogleich wendete er sich an einen Vorübergehenden und fragte, wer die Jungfrau wäre. Die Antwort lautete: „Es ist die Tochter eines Erdenkönigs und Braut unsers gnädigsten Herrn; leider hat sie die Sehnsucht nach ihrem Vaterlande und ihrer Familie in tiefe Trauer versetzt, so daß sie kein Wort spricht. Umsonst hat der König bisher Alles aufgeboten, sie zu zerstreuen, Feste und Lustbarkeiten veranstaltet, doch immer vergebens. Ewige Trauer hat sich auf das Gesicht der schönen Erdentochter gelagert und Niemand kennt ein Mittel, sie zu verscheuchen; selbst die Aerzte, die der König befragte, wissen keinen Rath. Darum hat er durch öffentlichen Aufruf Demjenigen eine königliche Belohnung zugesichert, der die Prinzessin heilen würde, aber bisher fand sich Niemand, der es

auch nur versucht hätte.» Bei diesen Worten durchzuckte ein Gedanke die Seele der Prinzen, und bald war ihr Plan gemacht.

Am folgenden Tage verbreitete sich das Gerücht durch die Stadt, aus weit entlegenen Ländern seien zwei gelehrte Doktoren angekommen, die in ihrem Vaterlande von der Krankheit der Prinzessin gehört hätten und nun gekommen wären, sie gesund zu machen. Haufenweise strömte das Volk zu dem Gasthofe, wo die Wunderdoktoren wohnten, und in der ganzen Stadt sprach man von nichts anderem, als von der staunenswerthen Gelehrsamkeit der fremden Aerzte, ihrem ehrwürdigen Aussehen und ihren langen Bärten. Das Gerücht drang bis zum Könige, und bald meldete ein Diener zwei Fremdlinge, die um Audienz baten. Der König befahl, sie einzulassen, und sogleich traten zwei ehrwürdige Greise in langen, schwarzen Talaren ein, deren Bärte bis an die Gürtel reichten und deren schneeweißes Haar Ehrfurcht gebot. Bei ihrem Eintritte verneigten sie sich tief vor dem Könige und baten, vor die Prinzessin gebracht zu werden; denn, sagten sie, sie und ihre Krankheit sei die Ursache gewesen, daß sie aus den weitentlegenen Gauen ihres Vaterlandes hierher kämen, um da zu helfen, wo bisher Alle verzweifelt wären. Der freudig erstaunte König hieß sie freundlich willkommen und führte sie selbst in die Gemächer der Prinzessin. Diese saß am Fenster, in tiefes Nachdenken versunken, das schwarzlockige Haupt auf den weißen Arm gestützt, das düster glühende Auge auf den glatten Boden gerichtet, ein treffendes Bild tief nagenden Kummers. Sie begrüßte die Angekommenen nicht, hob kein Auge zu

den Fremdlingen und veränderte ihre Stellung auch dann nicht, als diese dem Könige eröffneten, wie es unumgänglich nothwendig sei, daß sie mit der Prinzessin allein sprächen. Der König, der nichts Böses ahnte, entfernte sich sogleich, die Fremdlinge aber traten zur trauernden Prinzessin und sprachen: „Laßt die Trauer, Prinzessin, die Stunde Eurer Erlösung hat geschlagen; Vater und Schwester sehnen sich nach Eurer Umarmung.“ Bei diesen Worten erhob die Prinzessin ihr Haupt und blickte voll Verwunderung die Fremdlinge an. Diese aber legten das falsche Haar, die langen Bärte und schwarzen Talare ab, und vor ihr standen zwei junge Ritter, groß und stark wie junge Eichen — die uns wohlbekannten Sternprinzen. Abermals erhob die Prinzessin ihr Haupt, um die Ritter anzusehen; doch kaum war ihr Blick auf den Prinzen Goldstern gefallen, so senkte sie die Augen zur Erde, ihr Gesicht erglänzte in Auroras Farben und aus den anmuthigen Mienen floh die Trauer, von innerer Freude schnell verdrängt. Prinz Goldstern schien diese Zeichen zu verstehen, denn er ließ sich vor der Prinzessin auf ein Knie nieder, faßte ihre Hand, bedeckte sie mit glühenden Küssen und rief: „Königin meines Herzens, deren Bild mich hinaustrieb in die weite Welt, sprich, entscheide durch ein einziges Wort über das Loos Deines Dieners!“ Die Prinzessin sprach das ersehnte Wort nicht, und dennoch verstand sie Prinz Goldstern, denn die Antwort eines warmen Händedrucks war ihm deutlich genug. Seine Freude hierüber hätte vermuthlich die Gränzen der Klugheit überschritten, wenn nicht sein Bruder, der inzwischen stumm neben Beiden gestanden war, herbeigetreten und erinnert hätte,



daß ihnen noch Manches bevorstehe, was wichtig genug sei, um sie aufzufordern, ihre gesammte Geisteskraft darauf zu wenden. Hierauf erzählte er der Prinzessin von der Erscheinung in der Burg ihres Vaters, und wie sie hierher gekommen wären. Er schloß seine Erzählung mit dem Vorschlage, die Prinzessin möchte ihr Benehmen gegen den König ändern, ihm auf das Freundlichste begegnen und ihn mit Hoffnungen hinhalten, bis es ihnen auf irgend eine Weise gelungen sein würde, sich des Zauberwassers durch List zu bemächtigen. Voll freudiger Hoffnung ihrer nahen Erlösung, willigte die Prinzessin in den Vorschlag, und Worte des innigsten Dankes, die ersten, die sie seit ihrem Aufenthalte in dem unterirdischen Reiche sprach, begeisterten die Prinzen so sehr, daß sie feierlichst versprachen, Blut und Leben ihrer Rettung zu weihen.

Prinz Goldstern, der vor der Prinzessin so gern sein ganzes Herz aufgeschlossen hätte, erzählte ihr nun mit glü=

henden Worten, wie er ihr Bild zum ersten Male im Traume gesehen habe, das dann, der Sonne gleich, sein Herz erwärmte und bei jedem neuen Pulsschlage mahnte, in die weite Welt zu ziehen und das schöne Original zu suchen. „Nun aber,“ setzte er hinzu, „mag der Himmel über mich gebieten, mein Loos mag wie immer fallen, ich bin zu Allem bereit; ich fand ja mehr, als ich gehofft.“ Der Prinz hätte wohl noch mehr und glühender gesprochen, und die Prinzessin würde eben so gern seinen Worten gelauscht haben, aber der vorsichtigere Bruder mahnte zum Aufbruche, indem man bei längerem Verweilen Verdacht erregen und zahllose Hindernisse ihres Unternehmens heraufbeschwören könnte. Die Ritter warfen sich also schnell in die Doktorenmaske und eilten zum Könige, den sie mit der Nachricht freudig überraschten, daß die Prinzessin vollkommen und für immer geheilt wäre. Der König, halb noch ungläubig, begab sich eilends zu seiner Braut, und als ihn diese mit heiterer Miene und freundlichen Worten willkommen hieß, kannte seine Freude keine Gränzen. Die ansehnlichsten Geschenke wurden den Wunderärzten überschickt, zur Feier der Genesung der königlichen Braut, und den sehr gelehrten Doktoren zu Ehren ein großes Fest veranstaltet. Alles sollte sich freuen, daher wurden dem Volke Speisen aus der königlichen Küche und die besten Weine aus dem königlichen Keller gereicht. Das Volk freute sich, jubelte, pries den König, seine Braut und die fremden Doktoren und trank ohne Unterlaß auf das Wohl der Genannten.

Nicht minder lustig ging es bei der königlichen Tafel her. Obenan saß der König, neben ihm die schöne Braut,

links und rechts einer der Doktoren. Schnellfüßige Diener brachten Speisen auf Speisen und die ausgesuchtesten Weine; witzige Hofnarren ergötzten die Gesellschaft und die lieblichste Musik tönte unaufhörlich. Der König war sehr guter Laune, nöthigte die Gäste durch Wort und Beispiel, den Speisen und Weinen ja recht fleißig zuzusprechen. Die Prinzessin verschwendete die süßesten Worte an den König, wodurch seine gute Laune sehr zunahm, und je heiterer er ward, desto größer wurde die Zahl der von ihm geleerten Flaschen. Endlich war sein Maaß voll, er senkte sein Haupt, murmelte einige unverständliche Worte und mußte hinweggetragen werden. Jetzt war der Augenblick gekommen, den die Prinzessin sehnlichst erwartet hatte. Indem sie große Besorgniß heuchelte, schmiegte sie sich an den besinnungslosen König, zog aus seinem Gürtel den Schlüssel zur Schatzkammer und entfernte sich aus dem Speisesaale bald, nachdem man den König in seine Gemächer gebracht hatte. Die fremden Doktoren verweilten auch nicht lange; sie verließen den Speisesaal und bald darauf auch das Schloß; jedoch waren sie nicht durch das Hauptthor gegangen, sondern begaben sich, um nicht bemerkt zu werden, zu einem Hinterpförtchen, wo sie ein Diener mit drei Pferden erwartete. Bald nach ihnen kam auch die Prinzessin, eine Krystallphiole mit dem Zauberwasser in der Hand tragend. Schnell warfen nun die Sternprinzen ihre Vermummung ab und, nachdem sie die Rosse bestiegen und die Prinzessin in ihre Mitte genommen hatten, ging es in sausendem Galopp aus dem unterirdischen Reiche. Die ganze Nacht hindurch ritten unsere Abenteurer, und nicht früher gönnten sie sich Rast,

als bis sie in der väterlichen Burg der Prinzessin angekommen waren.

Am Hofe angekommen, wo die zwei Statuen standen, lieh die Prinzessin die goldene Zauberruthe vom Prinzen Silberstern, nahm die Krystallphiole zur Hand, besprengte die Statuen mit dem Zauberwasser und berührte sie mit der Zauberruthe, wobei sie unverständliche fremde Worte sprach. Plötzlich bewegten sich die Statuen, neues Leben kam in ihre Glieder; es war, als ob sie aus tiefem Schlaf erwachten — der Zauber war von ihnen und ihrer Burg gewichen. Welch ein freudiges Wiedersehen! Der Vater umarmte die Tochter, die Schwester die Schwester wieder. In demselben Augenblicke aber entstand ein großer Lärm in der ganzen Burg, es war, als ob jeder Stein lebendig würde; denn von allen Seiten drängten sich die königlichen Beamten und Diener jeder Klasse mit freudigen Mienen herbei, dem Könige zu seiner und ihrer Erlösung Glück zu wünschen. Die ältere Prinzessin, die den Händen des unterirdischen Herrschers so glücklich entkommen war, stellte dem Könige die Sternprinzen als dessen wahre Retter vor, da ohne ihre Beihülfe die Zauberruthe lange noch an derselben Stelle gelegen hätte, sie selbst aber wohl manches Jahr im unterirdischen Reiche hätte schmachten müssen. Der König dankte ihnen mit den herzlichsten Worten, die jüngere Prinzessin wollte ein Gleiches thun; doch kaum hatte sie einige Worte gesagt, blickte sie dem Prinzen Silberstern in die großen feurigen Augen und mit Blitzesschnelle waren alle Worte davongeflogen, aber eine sanfte Röthe, die sich auf ihre Wangen stahl, gab von ihren Gefühlen Kunde.

Man ging in die Gemächer, von denen der König die am kostbarsten ausgeschmückten den Prinzen anwies. Dann entsendete er Boten in die entlegensten Gauen seines großen Reiches und ließ die vornehmsten Bewohner zu sich entbieten, um dem Feste beizuwohnen, welches er in seiner Residenz veranstalten wollte. Das Fest sollte auf das glänzendste gefeiert werden, daher denn alsogleich Vorbereitungen gemacht wurden.

Inzwischen erzählten die Prinzen dem Könige ihren ganzen Lebenslauf, dem sie sehr geschickt ihre Liebe zu seinen liebenswürdigen Töchtern einzuflechten verstanden. Der König hatte die Prinzen näher kennen gelernt und lieb gewonnen, dennoch gab er nicht alsbald seine Einwilligung, weil er erst überzeugt sein wollte, ob seine Töchter eine gleich warme Neigung zu ihnen hegten.

Mittlerweile füllte sich das Schloß mit den Vornehmsten des Reiches, die auf die Einladung des Königs herbeieilten, um ihm ihre Freude über seine und ihre Rettung zu bezeigen. Endlich begann das Fest. Ritterspiele, Lustfahrten und Bälle wechselten unaufhörlich, wobei unsere Ritter immer die ersten Preise gewannen; denn Niemand konnte ihnen im Kampfe mit Lanze und Schwert widerstehen, Niemand verstand es, den Kahn im nahen See, den Wagen auf der Rennbahn geschickter zu lenken, und bewegten sie sich, die Prinzessinnen am Arme, durch den weiten Tanzsaal, blieben die Anwesenden unwillkürlich stehen, um die Leichtigkeit und Anmuth ihrer Bewegungen zu bewundern. Das Urtheil der Gäste lautete einstimmig dahin, daß man im Reiche noch nie zwei so schöne Paare gesehen habe. Der

König selbst fühlte die Wahrheit dieses Urtheils und weigerte sich nicht länger, seine Einwilligung zu geben; ja, als die Prinzen in ihn drangen, die Prinzessinnen doch gleich mit ihnen ziehen zu lassen, willigte er auch in dieses.

Drei Wochen und drei Tage hatte das Fest gedauert; die Gäste verließen mit den heißesten Wünschen für des Königs und seiner holden Töchter Wohlergehen die königliche Burg, in welcher nun zur bevorstehenden Abreise der beiden Paare Anstalten getroffen wurden. Am letzten Abende vor der Abreise kamen die Prinzen und Prinzessinnen zum Könige und baten um seinen Segen, den er ihnen unter häufigen Thränen ertheilte.

Man begab sich bald zur Ruhe, um am folgenden Tage desto zeitlicher bereit zu sein. Prinz Silberstern hatte, vom Schlafe überwältigt, kaum die Augen geschlossen, so stand die freundliche Matrone, die er schon einmal im Traume gesehen, vor ihm und sprach: „Mein Sohn, Du hast das Vertrauen, welches ich in Dich setzte, glänzend gerechtfertigt, Du hast die Aufgabe gelöst, die ich Dir auferlegte. Doch glaube nicht, Deine Arbeit sei zu Ende; ein neuer Feind droht Euch; auch diesem werdet Ihr durch Klugheit und meine Hülfe entgehen. Höre! der Vater Deines Gefährten vermählte sich zum zweiten Male; seine Gemahlin, eine böse Zauberin, brütet über dem Verderben ihres Stiefsohnes. Da sie jetzt mittelst ihrer Zauberkunst erfahren, daß er zurückkehre, suchte sie Mittel, ihn zu verderben; es soll ihr nicht gelingen, Du wirst sie zu Schanden machen. Bei dem Flusse angekommen, der Euer Vaterland von den angränzenden Ländern scheidet, werdet Ihr neben der alten schlech-

ten Brücke eine neue, kostbare erblicken; betretet diese nicht, es wäre Euch zum Verderben, denn sie ist nur ein Phantom der Zauberei, das in Trümmer sinken und Euch in den Wellen begraben würde, wenn Ihr den Fuß darauf setzen würdet. Alsdann nimm Du die goldene Zauberruthe, schwinge sie gegen die Brücke — und Ihr habt eine Gefahr überstanden. Eine zweite droht Deinem Gefährten von einem Pferde von seltener Schönheit, welches ihm die Königin als Geschenk entgegenschicken wird; berühre es mit der Zauberruthe, es wird sich in seiner wahren Gestalt zeigen und in der Luft verschwinden. Bei Eurer Ankunft in der Hauptstadt wird Euch die Königin auf das Freundlichste empfangen; glaubet ihr nicht, ihr Herz ist mit Gift gefüllt. In der ersten Nacht nach Eurer Vermählungsfeier wird sie eine große Schlange in das Schlafgemach des Prinzen und seiner Gemahlin schicken, damit sie sie tödte. Dies sage ich Dir, daß Du ein solches Unglück hintertreibest. Nun lebe wohl, mein Sohn, und sei glücklich!" Nach diesen Worten verschwand die Gestalt. Als Prinz Silberstern erwachte, grüßte ihn der helle Tag, und Alles war zur Abreise bereit. Unter lautem Schluchzen und vielen Thränen nahmen die Prinzen und Prinzessinnen Abschied von ihrem Vater und traten ihre Reise an.

Sie kamen auf jene Ebene, die früher durch ihre Unfruchtbarkeit einen so widerwärtigen Eindruck auf sie gemacht hatte. Welch eine Veränderung war hier vorgegangen! Sie sahen nicht mehr jene breite düstere Fläche im ärmlichen Gewande des Heidekrauts, mit einzelnen Felsstücken besäet; ein freundlicher, fruchtbarer Garten schien sie lächelnd zu

bewillkommnen. Einzeln stehende Meiereien, freundliche Dörfer, schön gebaute Städte, umgeben von weiten Getreidefeldern, grünen Wiesen und reichen Weingärten, denen ihre natürliche Schönheit wiedergegeben war, boten in ihrer Mannigfaltigkeit und Abwechselung einen um so reizenderen Anblick dar, als die Prinzen im Geiste einen Vergleich zwischen „Sonst und Jetzt“ anstellten.

Nach wenigen Tagen kamen sie zu dem Gränzflusse. Von Weitem sah man eine neue kostbare Brücke, die, ohnweit der alten, in künstlichen breiten Bogen von Stein das Flußbett umspannte. „Sieh’ doch,“ sagte Prinz Goldstern bei diesem Anblicke, „welch eine Veränderung während unserer Abwesenheit! Diese Brücke mag meinem königlichen Vater keine geringen Auslagen verursacht haben; doch warum ließ er wohl die alte Brücke stehen? Wahrlich ganz umsonst!“ Bei diesen Worten lenkte er sein Pferd zu der neuen Brücke hin, aber Prinz Silberstern war ihm schnell vorgeritten, schwang die goldene Zauberruthe gegen die Brücke und diese stürzte mit ungeheurem Gekrache ein, als wäre sie von leichtem Sand gebaut. Prinz Silberstern erklärte den Gefährten, die staunend stehen geblieben waren, die Brücke sei zu ihrem Verderben durch die Zaubermacht ihrer Feinde vorgerichtet worden, nun aber seien sie der Gefahr glücklich entronnen. Unsere Reisenden wendeten sich zur alten Brücke und gelangten glücklich in das Vaterland der Prinzen.

Als sie der Hauptstadt nahe gekommen waren, kamen ihnen Boten entgegen, die sie willkommen hießen, und dem Prinzen Goldstern, im Namen der Königin, seiner Stiefmutter, ein Roß vorführten, welches sie ihm als Geschenk

überschickte, damit er auf demselben seinen Einzug in die Stadt halte. Es war ein stolzer Rappe, dessen Augen in ungewöhnlichem Feuer glühten, der das silberne Gebiß grimmig seine Ungeduld empfinden ließ und den Boden unter seinen Füßen nur ungern zu fühlen schien. Mit sichtbarem Wohlgefallen besah Prinz Goldstern bald das stolze Thier, bald die reich und künstlich mit Gold durchwirkte Schabracke. Eben war er Willens, dasselbe zu besteigen, als es Prinz Silberstern, der sich unversehens herbeigeschlichen hatte, mit der Zauberruthe berührte. In demselben Augenblicke verwandelte sich der Rappe in einen häßlichen Drachen, der mit furchtbarem Geheule in die Luft flog und verschwand. Die Boten der Königin waren sogleich abgetreten, Prinz Goldstern aber dankte seinem Freunde für seine abermalige Rettung aus so großer Gefahr.

Ohne weitere Gefahren kamen unsere Reisenden in der Hauptstadt an. Mit lautem Jubel begrüßte das Volk seine Lieblinge, die der König und die Königin vor dem königlichen Schlosse erwarteten. Mit väterlicher Freundlichkeit nahm der König die Prinzen und die Prinzessinnen auf und führte sie in seine Residenz ein. Das Betragen der Königin, die sich meisterhaft zu verstellen wußte, war das der liebevollsten Mutter.

Die Ankunft der Prinzen wurde festlich gefeiert. Ritterspiele und andere Belustigungen wurden veranstaltet und gingen mit nie gesehener Pracht und ungeheurem Aufwande vor sich. Den Beschluß bildete die Vermählungsfeier der Prinzen mit den fremden Prinzessinnen. Es nahete die Zeit der letzten Gefahr für den Prinzen Goldstern von Seiten

seiner ehrgeizigen Stiefmutter, aber sein treuer Freund wachte, um sie abzuwenden. Als am letzten Abende der Vermählungsfeier die Neuvermählten die Glückwünsche aller Gäste der Sitte gemäß empfangen hatten, entfernte sich Prinz Silberstern unter einem schicklichen Vorwande von seiner Gemahlin, holte aus seinem Gemache ein erprobtes Schwert und schlich ungesehen in das Schlafgemach seines Freundes, wo er sich verbarg. Prinz Goldstern und seine junge Gemahlin kamen bald an und begaben sich zur Ruhe. Als Prinz Silberstern merkte, daß ein sanfter Schlaf ihre Augen geschlossen habe, verließ er sein Versteck und hielt mit entblößtem Schwerte Wache an ihrem Bette. Er hatte jedoch nicht lange da gestanden, da hörte er ein lautes Zischen, das, von der Decke des Gemachs ausgehend, immer näher kam. Er blickt empor und sieht eine ungeheure Schlange, die sich aus der Decke herauswindet, den Kopf mit der Doppelzunge nach der Ruhestätte der Schlafenden gerichtet. Schnell faßt er sein gutes Schwert — und mit einem kräftigen Schlage war der Kopf vom Rumpfe der Schlange getrennt, daß er weit wegflog, der Rumpf aber verlor sich in die Decke. Das hierdurch entstandene Geräusch weckte den Prinzen Goldstern und seine Gemahlin. Als diese ihren Freund mit entblößtem Schwerte vor sich stehen sahen, wußten sie nicht, was sie von ihm denken sollten und, vom Schlafe noch halb trunken, schrieen sie um Hülfe. Sogleich öffnete sich die Thür, und herein trat die Königin. Kaum hatte diese gesehen, was vorgefallen war, rief sie um Hülfe. Daß sie zuerst eintrat, hatte seinen Grund darin: sie war nämlich in der Nähe geblieben, um den Erfolg ihrer teuflischen Hinterlist

abzuwarten, und da sie den Hülferuf vernahm, meinte sie, die Schlange, die sie auf die Neuvermählten geschickt, habe bereits ihren Dienst gethan; als sie jedoch das entblößte Schwert in der Hand des Prinzen und das Haupt der Schlange sah, errieth sie auf den ersten Blick, was hier vorgefallen war. Dreimal war ihr Plan gescheitert, und immer, das wußte sie wohl, war es Prinz Silberstern, der ihn vereitelte; der sollte nun ihre ganze Rache fühlen — ihr Entschluß war bald gefaßt. Inzwischen war die königliche Schloßwache herbeigeeilt, und selbst der König eingetreten; sie sagte daher zu der Ersteren, indem sie auf Silberstern wies: „Fasset den Mörder! Das entblößte Schwert in seiner Hand giebt Zeugniß von seiner schändlichen Absicht. Wohl wissend, daß er als Sohn einer gemeinen Bettlerin keine Hoffnung habe, den Thron nach des Königs Tode zu erben, wollte er den wahren Erben hinterlistiger Weise ermorden, um dessen Stelle einnehmen zu können. Eine solche That ruft um Rache, und der Vater muß auf das strengste den Mörder bestrafen, der seines Sohnes Leben vernichten wollte. Im Namen des Königs, fasset ihn, führt ihn auf den Hof und peitschet ihn, bis er den letzten Athemzug seines schändlichen Lebens ausgehaucht hat!“ Die Wache that, wie ihr geheißen. Der König war bei dem ganzen Auftritte beinahe bewußtlos zugegen gewesen. Die Königin fürchtete daher, daß er den Befehl widerrufen werde, um zuerst zu untersuchen; daher reizte sie seinen Zorn durch falsche Angaben zu einem furchtbaren Grade.

Das ungerechte Strafurtheil wurde an dem unglücklichen Prinzen vollzogen. Es war ein herzzerreißender Anblick.

Unaufhörlich pfiffen die Ruthen in der Hand der Schergen durch die Luft, dazwischen tönten die Seufzer und einzelne Klagetöne des Verurtheilten. Bald aber wurde er von allen Qualen befreit; die Pulse stockten, das Blut gerann, das Leben floh, und als bei jedem neuen Hiebe die Schergen ihre Ruthen abspringen sahen, wurden sie gewahr, daß sie nicht einen menschlichen Leib peitschten, sondern harten Stein. — Prinz Silberstern war vor unaussprechlichem Leid zu Stein geworden.

Als man den Vorfall dem Könige hinterbrachte, wurde er der Art von Schmerz ergriffen, daß er in wenigen Tagen starb. Ihm folgte in der Regierung Prinz Goldstern; die Stiefmutter, die diesen nicht so beherrschen konnte, wie seinen Vater, verließ das Reich und begab sich in ihr Vaterland. Der neue König war gerecht und liebevoll gegen seine Unterthanen, dafür belohnte ihn deren Liebe und das Glück, das er in den Armen seiner geliebten Gattin fand. Eines nur beunruhigte sie oft, nämlich das Schicksal ihres unglücklichen Freundes, der noch immer als todter Stein im Schloßhofe stand. Die ganze furchtbare Begebenheit war ihnen nicht klar genug; sie konnten es unmöglich glauben, daß derjenige, der sie mehrmals aus Gefahren gerettet, sie habe morden wollen. Häufig sprachen sie davon, und immer mehr tauchte der Verdacht gegen die Stiefmutter in ihren Herzen auf, daß ihre Bosheit und Hinterlist an Allem schuld sei. Die verwittwete Gemahlin des unglücklichen Prinzen sah man oft den harten Stein im Schloßhofe mit Thränen benetzen, diese aber erweichten jenen nicht, und so schwanden ihre Tage unter Thränen, Seufzern und Klagen.

Ein Jahr war verstrichen und dem königlichen Paare ein Prinz geboren worden, was das Maaß seines Glückes voll machte. Der schöne Knabe wuchs heran, und als er zu sprechen begann, bewunderten Alle seine frühzeitig entwickelte Vernunft und seinen Rechtlichkeitssinn; die glücklichen Eltern baueten auf ihn große Hoffnungen. Da bemerkte der König an seiner Gemahlin eine ungewöhnliche Trauer; oft fand er sie, wie sie einsam in ihrem Gemache saß und heiße Thränen vergoß. Eines Tages fragte er nach der Ursache ihrer Trauer, sie aber wollte dieselbe nicht nennen, und erst nach langem Zureden sprach sie also: „Wie sollte ich nicht traurig sein, da bei jedem Anblicke unseres Kindes tiefer Schmerz seine scharfen Klauen in mein Herz bohrt. Neige ich mich liebevoll als Mutter zu unserm Knaben, fürchte ich, die Pflicht der Dankbarkeit zu verletzen, und will ich dieser genugthun, so mahnt es mich, als erfülle ich nicht meine Mutterpflicht. Denn wisse, ich hatte einen gar sonderbaren Traum. Es stand vor mir die Mutter unseres Freundes, doch nicht so freundlich, wie er sie geschildert hatte, sondern traurig, das Haupt gesenkt, das Gesicht blaß. Sie bewies mir die Unschuld ihres Sohnes und machte zugleich das einzige Mittel bekannt, wodurch er ins Leben zurückgerufen werden kann, und dieses ist: Er werde gewaschen in dem Blute unseres Kindes."

Nach diesen Worten stürzte ein Strom heißer Thränen aus den Augen der Königin, der König aber stand, einer leblosen Statue nicht ungleich, da. Die Liebe zu dem Freunde, dem er so Vieles dankte, kämpfte einen harten Kampf in seiner Brust mit der Liebe zu seinem einzigen

Kinde. Endlich siegte jene; er raffte sich auf, eilte in das Gemach, worin sich sein Kind unter Aufsicht befand, drängte die Wärterin aus dem Zimmer, küßte noch einmal sein geliebtes Kind, dann faßte er ein Schwert — und im nächsten Augenblicke rann aus einer schweren Wunde das warme Blut des Kindes auf ein vorgehaltenes Silbergeschirr. Schnell eilte der König in den Schloßhof, wusch die harten Glieder seines Freundes in dem Blute seines Kindes, und siehe! sie wurden unter seinen Händen weich, Lebenswärme kam in den kalten Stein, die Pulse schlugen wieder, Leben war dem Prinzen Silberstern wiedergegeben. Beide Freunde hielten sich lange umarmt, und Thränen der reinsten Freude glitten über ihre Wangen. Dann eilten sie zur Königin. Diese erschrak heftig bei ihrem Anblicke, bald aber raffte sie sich auf und begrüßte freudig den Freund ihres Gemahls, diesen aber umarmte sie und sprach: „Du hast recht gethan!“ Im nächsten Augenblicke lag Prinz Silberstern in den Armen seiner geliebten Gemahlin, die ihn so lange beweint hatte und ihn nun auf so unerwartete Weise sich wiedergegeben sah. Das königliche Schloß hallte wieder vom Freudengeschrei, als sich die Nachricht auf Windesflügeln von Mund zu Mund verbreitet hatte; doch ging diese Freude bald in den lautesten Jubel über, als der König und die Königin zur Leiche ihres Kindes geeilt waren, dieses ihnen aber lebendig, gesund und munter an der Thür entgegenkam.

Nun konnten die wiedervereinten treuen Freunde in Wahrheit sagen, daß nichts zu ihrem Glücke fehle. Um das unverdiente Leiden seines Freundes einigermaßen gut zu machen, nahm diesen der König zum Mitregenten an.

Beide verwalteten das Reich durch lange Jahre zum Wohle ihrer Unterthanen, zur Freude ihrer zahlreichen Nachkommen, deren jeder, wie die Väter, mit einem Stern bezeichnet war, doch waren diese bei ihnen halb Gold, halb Silber.



Das Märchen vom Schwane.

In einem Lande herrschte ein König, der einen Sohn hatte. Ungewöhnliche Geistesgaben und außerordentliche körperliche Schönheit zeichneten den Prinzen vor allen Andern aus, und, da der König außer ihm keine Kinder hatte, liebte er ihn sehr; destomehr haßte ihn die Königin, seine Stiefmutter. Sie selbst hatte keine Kinder, denen sie das Erbe ihres Stiefsohnes hätte zuwenden wollen; dennoch war Neid die einzige Quelle ihres Hasses: sie selbst wollte herrschen. Ihr Haß steigerte sich zur Raserei, als ihr eines Tages der König eröffnete, er wolle die Regierung seinem Sohne übergeben, um seine übrigen Tage in Frieden und Ruhe verleben zu können. Im Angesichte des Königs wußte sich die böse Frau zu mäßigen; sie widerrieth, gebrauchte die süßesten Worte, schilderte dem Könige die nachtheiligen Folgen eines solchen Schrittes; das Volk wolle

einen kräftigen und weisen Reagenten, der Prinz sei aber noch zu jung und unerfahren, er müsse noch die schwere Kunst zu regieren lernen, damit er einst sein Volk glücklich mache; zudem würde ein so plötzlicher Wechsel auf die Gesundheit des Königs nachtheilig einwirken, und was derlei Gründe mehr waren. Nichts vermochte den Entschluß des Königs wankend zu machen; seine Liebe zum Sohne stand fest und darum auch sein Vertrauen an die Tüchtigkeit desselben zum Regieren. Da Worte wirkungslos verhallt waren, sann die Königin auf andere Mittel, die Ausführung des verhaßten Entschlusses unmöglich zu machen. Endlich glaubte sie, das Sicherste gefunden zu haben, vor dem sie, obgleich es das Schrecklichste war, nicht zurückbebte.

Einige Meilen von der Hauptstadt wohnte in einem Walde ein altes Weib, das wegen Zauberei im Lande bekannt und gefürchtet war. Zu diesem nahm die Königin ihre Zuflucht.

Verkleidet machte sie sich auf den Weg. Im Walde angekommen, mußte sie einen Felsensteg einschlagen. Es war eine schaudererregende Reise; zur Rechten erhoben himmelanstrebende Felsen drohend ihre bemoosten Häupter und schienen jeden Augenblick sich stürzen zu wollen in den geöffneten Rachen des schwarzen Abgrundes, der zur Linken gähnte. Wild brauste durch die hohen Wipfel der Bäume die schauerliche Melodie eines Höllenliedes, dessen einzelnen Accorden Raben und Nachteulen ihre unheimlichen Stimmen beimischten. Die Königin mußte ihre gesammte Geisteskraft aufbieten, um von dem Gräßlichen nicht betäubt zu werden, ja ein Mal wollte sie sogar umkehren und ihren Plan aufgeben; da stellte die Ehrsucht ihrem Geiste die Gestalt des

Prinzen vor, wie er als König auf dem Throne saß, sie selbst aber in demüthiger Entfernung stand. „Nein, so darf es nicht kommen," sagte sie zu sich selbst, und ging weiter. Gräßlicher heulte der Wind, je näher sie der bezeichneten Stelle kam; ihr Haar sträubte sich, eisige Kälte zitterte durch ihre Glieder — plötzlich mußte sie, vom Schrecken betäubt, stillestehen. Sie befand sich nämlich vor der Wohnung der Zauberin, vor welcher zwei Drachen von fürchterlicher Gestalt Wache hielten. Kaum hatten diese die Königin erblickt, sprangen sie unter widerlichem Geschrei auf und eine bläuliche Flamme drang aus dem geöffneten Rachen und den großen Augen. Dieser furchtbare Anblick beraubte die Königin auf einen Augenblick ihrer Sinne, bald aber hatte sie sich erholt und rief entschlossen mit starker Stimme die Zauberin, die alsbald erschien. Die fahle, in tausend Falten gelegte Gesichtshaut, die struppigen Haare, die langen, dürren Hände hätte man für Bestandtheile eines Todtengerippes gehalten, dessen fleischige Ueberreste den um die Hüfte gewundenen Schlangen zum kargen Mahle dienten, wenn nicht die kleinen, tiefliegenden, grünlichen Augen bezeugt hätten, daß diese Gestalt jetzt noch die Hülle einer Seele bilde.

„Was willst Du, Königin?" fragte die Zauberin mit dumpfer Grabesstimme. Erstaunt, daß sie erkannt wurde, antwortete Diese: „Vieles habe ich von Dir und Deiner Kunst gehört, und bin gekommen, Hülfe zu suchen, in einer Angelegenheit, die mir sehr am Herzen liegt. Königlich will ich Dich lohnen, wenn ich, von Dir unterstützt, zum Ziele gelange."

„Wenn Deine Forderung meine Macht nicht übersteigt, sollen Deine Worte nicht umsonst zu meinen Ohren gedrungen sein," antwortete die Zauberin, welche die verheißene Belohnung kaum erwarten konnte.

„Ich habe mich überzeugt," sagte die Königin, „daß Du das Geheimniß kennst, deshalb halte ich es für überflüssig, Dir zu sagen, ich hätte einen Sohn, den ich hasse und dessen ich mich gerne entledigen möchte, weil er mir im Wege auf den Stufen des Thrones steht. Kannst Du ihn vom Hofe entfernen, indem Du ihn in ein Thier verwandelst, soll Deine kühnste Forderung befriedigt werden."

„Die Aufgabe ist nicht leicht," meinte die Zauberin, senkte nachdenkend den struppigen Kopf, erhob ihn jedoch bald wieder und sprach entschlossen: „Es sei, ich will's unternehmen. Morgen um die Mittagszeit komme ich zu Dir." Nach diesen Worten kehrte sie der Königin den Rücken und verschwand in ihrer Höhle; die Königin trat zufrieden den Rückweg nach der Residenz an.

Um die Mittagszeit des folgenden Tages kam die alte Hexe, von Niemandem gesehen, zur Königin. Kaum war sie, gestützt auf einen Schlangenstab, in's Gemach getreten, sagte sie: „Vor Allem muß ich einige Haare vom Haupte des Prinzen haben."

„Das wird freilich nicht so leicht sein," erwiederte die Königin, die nach diesen Worten mit schnellen Schritten im Gemache auf- und abging, bald aber das Zimmer verließ und sich in den Garten begab, wo sich der Prinz um diese Zeit aufzuhalten pflegte. Voll teuflischer Freude kam sie zurück und meldete, daß sie den Prinzen unter einem schatti-

gen Baume im tiefen Schlafe getroffen habe. Schnell machte sich die Hexe auf, ging in den Garten, und als sie den Prinzen gefunden hatte, schnitt sie ihm mit einer mitgebrachten Scheere die erforderlichen drei Haare ab. So außerordentlich war die Schönheit des Prinzen, daß selbst das verknöcherte Herz der Hexe Mitleid empfand, weshalb sie beschloß, ihn nicht für immer, wie es die Königin forderte, zu verderben; mit welchem Entschlusse sie in das Schloß zurückging und, in einem Zimmer eingeschlossen, ihre Zauberkünste begann.

Inzwischen schlief der Prinz ganz ruhig, bis ein schauriger Traum zur schrecklichsten Wirklichkeit wurde. Er träumte nämlich, ein altes Weib komme zu ihm, berühre ihn mit einem schwarzen Stabe und spreche: „Verwandle Dich in einen schönen weißen Schwan, es bleibe Dir jedoch des Menschen Gefühl; Dein Gesang sei so angenehm, daß Dich seinetwegen Jeder liebe, der Dich hört. Gelingt es Dir in dieser Gestalt, das Herz der schönsten Prinzessin zu fesseln, so daß sie aus Liebe zu Dir eines mächtigen Prinzen Hand ausschlage und Dich zum Gemahle wähle, werde des Zaubers frei, die aber, welche Ursache Deiner Verwandlung ist, verwandle sich selbst in eine häßliche Spinne."

Durch einen so furchtbaren Traum geschreckt, rieb sich der Prinz die Augen, und als er erwachte, wurde er mit Entsetzen gewahr, daß der Traum zur Wirklichkeit geworden, denn er schwamm in der Gestalt eines Schwanes auf dem See, an welchen der königliche Garten grenzte. Sogleich klagte er seinen Schmerz im Liede, dessen Töne so herzzerreißend und doch so wunderlieblich wiederhallten, daß

der See und seine Bewohner zu lauschen schienen, und Jung und Alt aus dem königlichen Schlosse herbeiströmte, um den süßen Schmerzenssang zu hören. Auch der König war gekommen, horchte und wunderbares Leid stahl sich in seine Seele. Welches Leid würde er dann empfunden haben, wenn er geahnt hätte, daß er den Tönen seines eigenen, heißgeliebten Sohnes lausche!

Das Lied verstummte und die Zuhörer verloren sich vom Ufer. Bald hörte man das Schwanenlied im Schlosse wieder, der Prinz sang sein letztes Lied im lieben theuren Vaterlande — dann schwamm er weiter.

Gegen Abend vermißte man den Prinzen; man suchte überall, der König schickte Boten nach allen Gegenden, Alles vergebens. Da beschloß der König, die Hexe im Walde zu befragen, die ihm auch die Wahrheit sagte, jedoch das verschwieg, daß der Prinz durch ihre Zaubermacht nach Aufforderung der Königin verwandelt worden wäre. Der Schmerz des Königs war grenzenlos, und das ganze Reich trauerte mit ihm.

Der Schwan war inzwischen immer weiter geschwommen, bis er aus dem See in einen großen Fluß gelangte. Hier traf er eine sehr große Zahl von Vögeln, die sich untereinander erzählten, wo sie gewesen und was sie gesehen hatten; da erinnerte er sich, daß die Zauberin ihm gesagt habe, er werde erlöset, wenn er die schönste Prinzessin fände, und diese ihn zu ihren Gemahl wählen würde. Er beschloß also, die schönste Prinzessin zu suchen. Deshalb mischte er sich unter die Vögel und fragte sie, aber keiner wußte ihm von der schönsten Prinzessin zu erzählen. Wohl kannten sie

viele schöne Prinzessinnen, die schönste aber konnte keine genannt werden. Traurig schwamm er weiter. Durch neun Seen und neun große Flüsse kam er zum Meere, auf dessen Gestade viele Schwalben herumflogen; er fragte eine derselben und diese antwortete ihm: „Gehört habe ich wohl von einer Prinzessin, die die Schönste sein soll, aber wo sie wohnt, weiß ich nicht.“

„Das werde ich Dir sagen und, wenn Du willst, Dich zu ihr führen,“ sprach eine wilde Taube, welche die letzten Worte gehört hatte; „ich weiß, wo sie ist, denn ich pflege sie manchmal auf meinen weiten Reisen zu besuchen, wo ich dann die besten Speisen aus ihrer Hand erhalte.“

Der Schwan freute sich sehr, da er nun von der schönsten Prinzessin erfahren sollte, die ihn erlösen konnte. Sogleich machten sie sich auf den Weg und flogen davon. Neun Meere mußten sie übersetzen, durch neun Länder fliegen, ehe sie in jenes Land kamen, wo die schöne Prinzessin mit ihrem Vater wohnte.

Eines Tages schüttelte die Taube freudig ihre Flügel und sagte: „Hier sind wir an Ort und Stelle! Dort ist der königliche Garten, in seiner Mitte ein Teich, wo sich die Wasservögel aufhalten, während wir von einem Baume zum andern fliegen. Nachmittags kommt die Prinzessin und bringt in ihrer weißen Hand Futter für uns. Wir wollen uns in jenem Garten herablassen und sie erwarten.“

Gesagt, gethan. Bald schwamm der schöne Schwan auf der Spiegelfläche des Teiches und fing an zu singen, und lauschende Feen trugen die weichen Töne seines Gesanges zu den Ohren der Prinzessin, die am Fenster stand und in

den Garten hinabschaute. „Welch' eine rührende Stimme!" sagte sie, und wurde unwillkürlich von Wehmuth befallen. Da kam die Taube geflogen, setzte sich auf die Schulter der Prinzessin und berührte mit dem küssigen Schnabel ihre glühende Wange.

„Bist Du doch auch wieder einmal gekommen? Bist wohl recht hungerig?" Bei diesen Worten liebkoste die Prinzessin das graue Täubchen, das sich inzwischen vor ihr am Fenster niedergelassen hatte, entfernte sich dann und brachte Futter; aber das Täubchen wollte diesmal kein Futter nehmen, flog hinweg auf eine kleine Entfernung, sah dann mit den klugen, klaren Augen die Prinzessin an, als ob es hätte sagen wollen: „komme mir doch nach!" Dieses Spiel wiederholte sich, bis die Prinzessin ihr Zimmer verließ und dem Täubchen in den Garten nachfolgte. Von Baum zu Baum flog das Täubchen, bis die Prinzessin bei dem Teiche anlangte und, den Schwan erblickend, ausrief: „O schöner Schwan!" Darüber war auch das Täubchen vergessen, und die für dasselbe bestimmten süßen Körner wurden dem wehmuthsvollen Sänger zu Theil. Dieser war beim Anblick der Prinzessin, erstaunt über ihre außergewöhnliche Schönheit, auf der krystallenen Wasserfläche stehengeblieben und rührte sich erst dann von der Stelle, als ihn die Prinzessin zu sich rief und ihn mit der schneeweißen Hand liebkoste.

„Singe, schöner Schwan, singe noch einmal!" sagte die Prinzessin, und ihre Bitte wurde sogleich erhört. Das freundliche Auge zur Prinzessin gerichtet, sang der Schwan ein so wunderlieblich Lied, daß die Bäume ihre Aeste zur



Erde neigten, die Blumen ihre Kelche erhoben, die Vögel ihre Köpfchen hervorstreckten, die Fische aus dem Wasser tauchten, um die süßen Töne einzusaugen. Die Prinzessin konnte gar nicht glauben, daß sie die Stimme eines gewöhnlichen Vogels höre — so wunderbar hatte die Melodie des Schwanengesanges ihr Herz berührt. Auch der König war gekommen und verwunderte sich über den lieblichen Gesang.

Das Lieblingsplätzchen der Prinzessin war von nun an am Gartenteiche, wo sie entweder dem Gesange des Schwanes zuhörte, oder mit diesem sich unterhielt, indem sie ihn zu sich rief, die Hand an sein weißes Gefieder legte und an ihren Busen drückte, und es freute sie, wenn sie sah, daß der kluge Schwan Niemands Liebkosungen litt und auch nur dann sang, wenn sie es wünschte. Oft, wenn der Schwan aus dem Wasser kam, zu ihren Füßen saß, oder

mit seinem Purpurschnabel ihre weißen Arme und rosigen Lippen küßte, oft tauchte ein leiser Wunsch in ihrer Seele auf, daß der Schwan doch kein Schwan wäre!

Eines Tages kam die Prinzessin sehr traurig zum Gartenteiche und sprach seufzend zum Schwane: „Singe, singe, mein Theurer, damit durch Deine lieben Töne der Sturm meiner Seele sich lege, denn siehe, ich soll einem Prinzen mich vermählen, den ich nicht lieben kann."

Furcht und Schrecken erfüllten die Seele des Prinzen bei diesen Worten, und er klagte in den rührendsten Tönen sein unnennbares Leid.

Bald kam auch der Bräutigam der Prinzessin in den Garten; kaum erblickte ihn der Schwan, erhob er voll Verzweiflung ein so widerliches Geschrei, daß sich jener die Ohren zuhielt und aus dem Garten eilte, worüber die Prinzessin ihre Freude bezeigte.

Am Abende saß die Prinzessin am Fenster ihres Gemaches und sann nach, auf welche Art sie sich des lästigen Freiers am leichtesten entledigen könnte; denn morgen schon sollte sie ihm entweder ihre Hand reichen, oder das väterliche Haus verlassen — diese Wahl war ihr von dem unerbittlichen Vater freigelassen worden. Wie sie auch sinnen mochte, fand sie kein Mittel, keinen Ausweg.

In tiefes Nachdenken versunken, fühlte sie ihren Arm berührt, und, indem sie um sich blickte, sah sie die wohlbekannte Taube, die zu ihr sprach: „Willst Du glücklich sein und beglücken, so wähle morgen Deinen weißen Schwan zum Gemahl." Kaum waren diese Worte gesprochen, flog die Taube davon.

Die Prinzessin hatte sich von ihrem Erstaunen noch nicht erholt, als der wehmuthsvolle Gesang des Schwanes zu ihrem Herzen drang und den oft geäußerten Wunsch ihrer Seele zur Ueberzeugung steigerte, dieser Schwan könne kein gewöhnlicher Vogel sein.

Diese Ueberzeugung brachte Ruhe und Frieden in ihr Herz, so daß sie voll süßer Hoffnung ihre Ruhestätte suchte und die Nacht hindurch von den lieblichsten Bildern umgaukelt war.

Der Schwan aber schwamm unruhig von einem Ende des Teiches zum andern und klagte unaufhörlich; denn der Wendepunkt seines Schicksals war gekommen, und der Gedanke, daß er, wenn die Prinzessin den ihr bestimmten Bräutigam zu ihrem Gemahl wählen sollte, ewig in seine jetzige Gestalt gebannt bliebe, quälte ihn so sehr, daß er in diesem Falle sein Leben zu enden beschloß.

Als es zu tagen begann, wurde es im Schlosse lebendig; man traf Anstalten zur Vermählungsfeier, zu welcher sich bald die zahlreich geladenen Gäste einfanden. Alles beschäftigte sich mit der bevorstehenden Vermählung; nur die Prinzessin dachte erst dann daran, als ihre Kammerfrauen kamen, um sie festlich zu schmücken. Als endlich die schöne Braut geschmückt war und in dem weißen Seidenkleide, das von Perlen und Diamanten strahlte, in ihrem Zimmer stand, kam ihr Vater mit dem Bräutigam, um sie in den Saal zu führen. Dort angelangt, sprach die Prinzessin: „Nicht hier, kommet zum Gartenteiche hinab, dort will ich Euch meinen Entschluß bekannt geben.“ Man ging also dahin. Der Schwan erschrak, als er die Gesellschaft erblickte, denn

er dachte, die Prinzessin komme von ihrem Lieblingsplätzchen Abschied nehmen; aber freudig wurde er überrascht, als er aus ihrem Munde folgende Worte vernahm: „Vater, ich kann mich Dem nicht vermählen, den Du zu meinem Gemahl auserkoren, lieber will ich von Dir scheiden, wenn Du auf Deiner Forderung bestehen solltest; erlaube jedoch, daß ich diesen Schwan in meine Verbannung mitnehme und mich mit ihm vermählen darf." Der König glaubte, seine Tochter habe den Verstand verloren; diese aber rief den Schwan zu sich, umarmte ihn und sprach: „Du bist mein Bräutigam und mein zukünftiger Gemahl."

Kaum waren diese Worte gesprochen, hielt sie ein schöner, junger Mann umschlungen, dessen frische Lippen statt des rosigen Schwanenschnabels warme Küsse auf ihre Wangen drückten. Alle staunten, die Prinzessin hingegen dankte im Herzen dem Täubchen für den guten Rath. Bald entwand sich der befreite Prinz ihrer Umarmung und, vor den König tretend, erzählte er ihm Alles, was sich mit ihm zugetragen hatte, fand aber keinen Glauben. Erst als die Prinzessin dringend bat und der Prinz als Geißel beim königlichen Hofe zu bleiben versprach, bis sich der König durch Boten von der Wahrheit überzeugt haben würde, gab dieser seine Einwilligung. Prinz Bräutigam ohne Braut verließ alsbald die Residenz.

Die Vermählung der Liebenden wurde auf das prachtvollste gefeiert. Als der Prinz nach Beendigung der Festlichkeiten in sein Schlafgemach kam, sah er das graue Täubchen am Fenster sitzen, welches er sogleich mit folgenden Worten anredete: „Dir, gutes Täubchen, habe ich Alles zu danken,

sage mir, wer bist Du und wodurch kann ich mich Dir dankbar bezeigen?"

„Ich stand bei Deinem Großvater in Diensten," erzählte die Taube, „und als dieser starb, kam ich zu einem mächtigen Zauberer, der mir seine Tochter vermählte und in seiner Kunst Unterricht ertheilte. Niemals konnte ich auf Deine Familie vergessen, die mir so viel des Guten erwiesen hatte, darum schlug ich nach dem Tode meines Schwiegervaters in der Nähe der Residenz Deines Vaters meine Wohnung auf. Oft sah ich Dich und manches Unglück ging durch meine Macht an Dir vorüber; ich war jedoch zu schwach, um auch das letzte und schrecklichste abzuwenden. Als aber die alte Zauberin, von Deiner Schönheit gerührt, Deiner Verwandlung zugleich die Bedingung Deiner Erlösung beifügte, beschloß ich sie zu erfüllen, um Dich glücklich zu machen. Es gelang! Deine böse Stiefmutter ist in eine Spinne verwandelt, die, sobald sie Dich auf dem Throne sieht, vor Zorn und Neid bersten wird. Deinem Vater habe ich bereits die freudige Nachricht von Deiner Befreiung gebracht; er machte sich sogleich auf den Weg, um Dich bald umarmen zu können. Nun lebe wohl, sei glücklich und gedenke mein. Ich habe Niemanden mehr, lebe einsam und bald werde ich diese Welt verlassen. Darum fordere ich auch keine Belohnung." Ehe noch der Prinz zur Besinnung kam, war das Täubchen weggeflogen.

Am folgenden Tage nahmen die Neuvermählten Abschied vom Könige und reiseten zum Vater des Prinzen, dem sie jedoch schon auf dem halben Wege begegneten. Mit Freudenthränen grüßte er Sohn und Tochter. Als man in der

Residenz ankam, übergab der König sogleich seinem Sohne die Regierung. Beim Regierungsantritte des jungen Königs wurde die Vorhersagung des grauen Täubchens erfüllt, denn als er in das Gemach seiner bösen Stiefmutter trat, in welchem man seit seiner Umwandlung außer einer häßlichen Spinne nichs sah, borst sie. Hierauf schickte der junge König eine feierliche Gesandtschaft zu seinem Schwiegervater, um ihn zu sich zu laden. Als er ankam, wurden Feste und Spiele veranstaltet, die neun Wochen dauerten, wozu Gäste aus den entferntesten Gegenden herbeiströmten, um die Königin zu sehen; denn der Ruf von ihrer Schönheit hatte sich bald weithin verbreitet.

Das erste Gesetz, welches der König erließ, verbot allen seinen Unterthanen, eine Taube zu tödten, wodurch das Andenken an seinen Retter erhalten wurde. Am See bei der Residenz wurde eine große Zahl von Schwänen unterhalten, denen die Königin selbst jeden Tag Futter brachte; aber keiner sang so lieblich, wie der verzauberte Prinz.



Das Märchen von Jaromil, dem Köhlerknaben.

Tief in einem Walde, den man, seines düstern Aussehens wegen, allgemein den schwarzen nannte, wohnte vor langer, langer Zeit Konrad, der Köhler, mit seinem Weibe und seinem Sohne Jaromil, einem Knaben von sieben Jahren. Eine ärmliche Hütte, einige Ziegen und Schafe und ein Stückchen Feld in dem engen Thale, worin die Hütte lag, war ihr ganzer Reichthum. Hiermit hätten sie, so genügsam sie auch waren, ihre Bedürfnisse nicht befriedigt. Daher mußte Konrad bei günstigerer Jahreszeit Tag und Nacht im Walde Kohlen brennen, welche er dann in die nächsten Städte und Dörfer verführte, während sein Weib das Hauswesen besorgte, für die wohlhabenderen Landleute spann, und der kleine Jaromil die wenigen Ziegen und Schafe hütete. Die Köhlerin war Jaromils Stiefmut-

ter, daher sie ihn auch sehr hart behandelte. Nur dann, wenn der Winter kam und der Köhler im Walde nicht arbeiten konnte, hatte Jaromil nicht so viel zu leiden, da sich die Köhlerin nicht getraute, den Knaben vor den Augen seines Vaters zu mißhandeln. Kaum war jedoch der Frühling gekommen, verließ der Köhler seine Hütte und wanderte in den Wald, woher er nur selten nach Hause kam. Inzwischen mußte Jaromil zu Hause den Zorn seiner Stiefmutter empfinden; wegen jeder Kleinigkeit, oft auch ohne alle Ursache wurde er hart gestraft, und weinte er dann, so drohte ihm das böse Weib: „Wenn Du dem Vater ein Wort sagst, so bekommst Du doppelte Strafe!“ Der arme Knabe schwieg, entging aber doch selten der Ruthe.

Darum war Jaromil am fröhlichsten gestimmt, wenn er ein Stückchen trockenes Schwarzbrot in die Tasche schob und die Ziegen und Schafe auf die Weide treiben konnte. Fand er eine fette Weide für seine kleine Heerde, so verließ er sie, wohl wissend, daß sie gewiß den Platz nicht verlassen werde, und lief im Walde herum. Alsdann fühlte er sich frei wie die Vögel in der Luft, mit denen er um die Wette sang, oder er schnitt aus jungen Weiden Pfeifen, oder suchte Erdbeeren; aber seine liebste Beschäftigung war Blumen zu suchen. Am Abhange eines Berges hatte er ein kleines Gärtchen angelegt, mit niedrigen Bäumchen eingehegt und mit den schönsten Feldblumen bepflanzt. Kein Gipfel war ihm zu hoch, keine Schlucht zu tief, wenn er dort ein schönes Blümchen sah; er kletterte auf den Felsen, ließ sich in die Schlucht hinab, hob jedes Blümchen vorsichtig sammt der Erde aus und trug es in sein Gärtchen. Hier war er

gewöhnlich den ganzen Tag beschäftigt; er jätete das Unkraut aus oder begoß seine Blümchen, und es ward ihm nicht schwer, von dem Berge herabzusteigen und aus dem Bache, der sich wie ein Silberfaden durch die grünen Wiesen wand, Wasser zu schöpfen. Gab es im Gärtchen keine Arbeit, oder wollte er ausruhen, so saß er auf seinem Ruheplätzchen, das er sich aus grünem Rasen bereitet hatte, blickte freundlich und vergnügt nach seinen lieben Pfleglingen hin und empfand so die größte Freude. Mit ihnen unterhielt er sich, mit ihnen redete er, ihnen klagte er sein Leid, von ihnen empfing er Trost; denn es war ihm, als ob sie ihre zarten Köpfchen erhöben, zu ihm sprächen, ihm dankten, Glück und Wohlergehen verheißen möchten für die liebevolle Pflege, die er ihnen angedeihen ließ. Fand er eine neue Knospe bei einer seiner Blumen, konnte kein Fürst fröhlicher sein, wenn er die ersten Knospen der Blumen sieht, die er aus fremden Ländern um schweres Geld zuführen ließ und kostbare Glashäuser für sie baute. Senkte sich der Abend auf die Erde, nahm er seine Pfeife, gab das gewöhnliche Zeichen, und alsbald waren seine Ziegen und seine Schafe auf dem ihnen wohlbekannten Orte bei seinem Gärtchen versammelt. Jaromil ging noch einmal zu allen seinen Blumen, nahm Abschied von ihnen, trat dann zu seinen Ziegen und Schafen, die ihn außerhalb der Umzäumung erwarteten, und nun ging's der Köhlerhütte zu.

So verlebte Jaromil den Sommer. Wenn aber die Erde ihr Blüthenkleid ablegte, sang auch Jaromil seinen Blumen das Sterbelied; traurig sah er eine nach der andern welken und verblühen; war die letzte zur Erde gesunken,

bedeckte er seufzend ihr Grab mit Reisig und nahm auf lange Zeit Abschied von seiner Freude; denn von nun an mußte er zu Hause sitzen und dem Vater oder der Mutter bei der Arbeit helfen. Der Vater verfertigte mancherlei Körbe, die Mutter spulte oder spann und Jaromil mußte bald da, bald dort, wie es gerade Noth that, helfen.

Hatten sie den ganzen Tag gearbeitet, setzten sie sich am Abend um den Kamin, und der Köhler erzählte ihnen Begebenheiten, von denen er gehört, als er noch in der Stadt diente, oder was er selbst erlebt hatte. Als sie eines Abends wie gewöhnlich um den Kamin saßen, sagte der Vater zu Jaromil: „Knabe, Du nimmst ja zu, wie die Weiden an unserem Bache und wir haben noch nie bedacht, was mit Dir anzufangen; Du wanderst fortwährend mit den Schafen herum, lernst nichts, und die Jahre eilen wie das Wasser vom Berge.“ Dann wandte er sich an sein Weib mit den Worten: „Weib, so kann es nicht bleiben, ich muß ihn in die Stadt oder sonst wohin führen, damit er doch was lerne.“

„Es hat ja noch Zeit mit ihm,“ erwiederte diese.

„Das scheint Dir, aber ich glaube es nicht. Höre, Jaromil, was wolltest Du werden?“

„Am liebsten Gärtner.“

„Das taugt zu nichts, mein Knabe, damit wirst Du Dein Brot nicht verdienen, wähle etwas Anderes!“

„Etwas Anderes will ich nicht wählen.“

„Und warum?“ fragte der Vater.

„Weil es mich nicht freut, den ganzen Tag bei einem Handwerke im Zimmer eingesperrt zu sitzen, ich bin am liebsten in der frischen Luft.“

„Gut, dann werde Köhler, wie ich, das ist einträglicher und dabei kannst Du den ganzen Tag in frischer Luft Dich bewegen.“

„Nein, nein, Vater! Ihr hauet die schönen Bäume um, verbrennet sie zu Kohlen, ich aber möchte sie so gern pflegen und mehren.“

„Närrischer Junge, wolltest Du denn frieren, um keinen Baum umhauen zu müssen?“

„Ihr habt ja Klötze und dürres Holz genug im Walde und müßtet wahrlich keinen gesunden Baum im Walde umhauen, um die Stube beheizen zu können; wenn ich König wäre, dürfte Niemand in meinen Wäldern frische Bäume umhauen und in meinen Gärten Blumen pflücken.“

„Weil Du ein Narr bist; dann würdest Du erst einsehen, wie weit Du mit solcher Ordnung kämest.“

So endeten gewöhnlich die Gespräche, wenn der Vater Jaromil fragte, welchen Stand er wählen wolle. Lange Zeit und viele Worte brauchte der Alte, ehe er den Knaben überzeugte, daß in der Welt Alles so geschehen müsse; aber in Bezug der Wahl eines Standes konnte er ihn trotz aller Ueberredung zur Aenderung seines Entschlusses nicht bewegen. Endlich widerstrebte der Köhler nicht, die Köhlerin aber pflegte zu sagen: „Was möchte ich mich ärgern mit dem Burschen? Was Du willst, das muß er werden.“

„Ich aber will nicht, daß er einst über mich klage,“ war dann die gewöhnliche Antwort des gutmüthigen Köhlers, und dabei blieb es.

Wenn die Erde aus dem tiefen Winterschlafe erwachte, die Gipfel der Bäume zu grünen begannen und die Vögel mit

ihren ersten Tönen die Blumen aus dem langen Traume weckten, eilte Jaromil voll freudiger Hoffnung zu seinem Gärtchen, welches er immer traurig verließ, so oft er die Aeuglein seiner Lieblinge noch geschlossen fand. Gewöhnlich aber war es Maaßliebchen, welches ihn mit seinem röthlich weißen Blicke zuerst freundlich begrüßte. Von der Zeit an besuchte er jeden Tag, wenn er Muße hatte, seine Blumen, bis er wieder die Schafe auf die Weide führen und den ganzen Tag im Gärtchen zubringen konnte.

Eines Tages ging er im Walde herum, sang und sah nach den Bäumen; da sieht er plötzlich ein wunderschönes Vöglein auf einem Aestchen sitzen. Das winzige Köpfchen glänzte im reinsten Gold, der Bauch und der Rücken spielten vom dunkelsten bis ins lichteste Blau, dazu hatte es braune Flügel, und der Schweif war dunkelroth. Jaromil blickte den Vogel eine Weile ganz erstaunt an; als er aber sah, daß er immer niedriger von Baum zu Baum, von Ast zu Ast flog und endlich auf der Erde herumhüpfte, dachte er: „Warte, jetzt werd' ich Dich fangen!“ zog die Mütze vom Kopfe, stahl sich auf den Zehenspitzen immer näher — klapps — die Mütze fiel und — das Vöglein flog weiter. Jaromil glaubte, er müsse das Vöglein fangen, denn es flog immer nur eine kurze Strecke weiter, setzte sich auf die Erde, flog aber wieder weg, so wie Jaromil näher kam. So reizte der Goldkopf den Knaben immer mehr, der ihn, obwohl er schon sehr müde war, unabläßig verfolgte und in seinem Eifer gar nicht gewahr wurde, daß er bereis weit vom Hause weggekommen sei und in einer wildfremden Gegend sich befinde. Erst nach vielen Stunden, als das

Vöglein plötzlich verschwand, bemerkte Jaromil seinen Fehler. Gern wäre er nun zurückgekehrt, aber er wußte keinen Weg; er sucht, und nach langem Suchen sieht er sich in einem Thale, aus welchem er keinen Ausweg finden kann. Hungrig und ermüdet setzt er sich auf die Erde und weint: „Ach, daß ich mich so weit verlocken ließ! Wie komme ich nun nach Hause? Was werden Vater und Mutter sagen?"

Unter solchen Wehklagen hört er über seinem Haupte munteren Gesang und als umherblickt, woher der Gesang komme, sieht er auf einem Felsen das Vöglein sitzen, das ihn so weit verlockt hat.

„Warte, Betrüger, Dir will ich's zahlen!" denkt Jaromil und sucht nach einem Steine, um das Vöglein zu tödten; dieses aber rührte sich nicht von der Stelle, sang unabläßig und so lieblich fort, daß selbst der erzürnte Jaromil auf die Rache vergaß und dem Sänger lauschte. Plötzlich schweigt dieser, fliegt hinab und verschwindet im Felsen.

Jaromil ließ ihn nicht aus den Augen und hatte daher klar gesehen, wo er verschwunden war. Er geht näher zum Felsen und erblickt eine schmale Oeffnung, durch welche ein Erwachsener sich kaum hätte durchwinden können. Er war nicht furchtsam, und schnell entschlossen kroch er hinein. Etwa zwanzig Schritte mochte er sich durch die Felsenöffnung gewunden haben, dann gelangte er ins Freie — noch einen Schritt, und er blieb, die Hände gefaltet, betäubt stehen. So weit sein Auge reichte, sah er einen paradiesischen Garten, in dessen Mitte ein Schloß stand; die Wände von schneeweißem Elfenbein waren mit Edelsteinen reich und künstlich geschmückt; um die Säulen, mit welchen dasselbe

verziert war, wand sich Epheu bis zum Golddache hinauf; Hunderte von Blumen, die keines Menschen Auge gesehen, blühten auf dem grünen Rasen, der wie ein Seidenteppich den ganzen Garten bedeckte. Auf den Bäumen, von denen einige in der schönsten Blüthe standen, während andere voll Obst hingen, wiegten sich Vögel aller Farben. Um Blumen und unter Bäumen, am Rasen und um das Schloß bewegten sich eine ungeheure Menge von Zwergen, die Männchen mit grauen, die Mädchen mit weißen Kleidern angethan.

Jaromil wußte nicht, wohin er blicken sollte; er ließ daher seine Augen von einem Gegenstande zum andern frei umherschweifen. Da kamen mehrere kleine Mädchen herbei; eines von ihnen trat zu ihm und sagte: „Was stehst Du hier und kommst nicht zu uns? Komm, begieße Blumen mit uns, und dann wollen wir mit Dir spielen."

Jaromil war ein freundlicher Knabe und ließ sich zur Arbeit nicht zweimal rufen, vorzüglich wo es Blumen, seinen Lieblingen, galt. Er war sogleich bereit, und die kleinen, hübschen Mädchen führten ihn bis nahe an's Schloß, wo sie aus dem Bache, der sich, einer Schlange nicht unähnlich, durch die Blumen wand, Wasser holten und die Blumen begossen, deren Pracht Jaromil so anzog, daß er seine Freude laut aussprach, worauf ihm eines der Mädchen erwiederte: „Wenn Dir das Vergnügen macht, arbeite nur ein Weilchen mit uns, dann wollen wir Dir schönere Blumen zeigen und süßes Obst bekommst Du, so viel Du willst." Das freute Jaromil und er arbeitete mit den geschäftigen Kleinen um die Wette, die in kleinen Muscheln Wasser schöpften, womit

sie die Blumen begossen; zuweilen aber vergaß er Wasser zu schöpfen, blickte nach den schönsten Blüthen, oder sah den lieben Kleinen zu, wie sie auf dem Rasen hin und her eilten, wie ihre Wangen glühten und die feurigen Augen im Takte sich zu bewegen schienen.

„Wie nennt man Dich?“ fragte Jaromil die größte der Kleinen, die ihm gleichwohl kaum an die Knie reichte.

„Ich heiße Narcisse; die dort ist meine Schwester Lilie, jene Hyacinthe;“ und so sagte die liebliche Narcisse dem horchenden Jaromil die Namen ihrer Schwestern der Reihe nach vor. Als sie mit der Arbeit fertig waren, faßte Narcisse Jaromil bei der Hand und führte ihn im ganzen Garten herum. „Pflücke Obst, welches Dir beliebt, und iß.“ So etwas ließ sich Jaromil nicht zweimal sagen, er pflückte und aß so lange, bis er seinen Hunger gestillt hatte.

Nebst den Mädchen, denen er bei der Arbeit geholfen hatte, sah Jaromil noch viele andere; denn fast bei jedem zehnten Schritte trafen sie eine neue Gesellschaft. Auch Männchen sah er, von denen einige bunte, andere graue Kleider trugen. Auf diese achteten jedoch die Mädchen wenig.

„Sage mir doch, liebes Narcißchen, was für Menschen jene sind?“ fragte Jaromil seine Führerin.

„Die Einen, und zwar Jene im grauen Gewande, arbeiten in den Bergen, die Andern in bunten Kleidern hingegen im Garten, und einige bedienen den König, welcher dort in dem Elfenbeinschlosse mit seiner Frau, unserer Mutter, wohnt. Bei euch oben, wo die großen Menschen wohnen, nennt man sie gewöhnlich Pygmäen oder Zwerge.“ — Jaromil hörte mit Erstaunen diese Worte, denn nie hatte

ihm der Vater von derlei kleinen Leuten erzählt; daher schwieg er. —

„Willst Du unsern König sehen?" fragte die gesprächige Narcisse und, da Jaromil bejahte, schickte sie die Schwestern, welche mit ihnen gingen, voran; sie selbst ging mit Jaromil gemächlich nach. Als sie beim Schlosse ankamen, hatten die Vorangeeilten ihre Ankunft dem Könige und der Königin bereits gemeldet und kamen ihnen entgegen, um sie vorzuführen.

In einem großen Saale stand der Thronsessel, mit rothem Damast überschlagen. Gold, Silber, Diamanten und andere Edelsteine waren im ganzen Saale, wo man nur hinsah, mit einer solchen Verschwendung verwendet, daß Jaromil, bei seinem Eintreten von der Pracht und dem Glanze der Edelsteine geblendet, die Augen schließen und stehen bleiben mußte, um sich zu sammeln. Auf dem Throne saß der König, ihm zur Seite die Königin, eine schöne, freundliche Frau; um sie herum saßen und gingen jüngere Frauen und Mädchen in großer Zahl.

„Wen führst Du mir zu, meine schöne Tochter?" fragte der König Narcißchen, als diese Jaromil, nachdem er sich erholt hatte, bis zum Throne vorführte.

„Es verirrte sich zu uns einer von den Söhnen des Erdenkönigs über uns," erwiederte diese; „erlaube daher, daß er eine kurze Zeit hierbleiben und ich ihm unser Reich zeigen dürfe."

„Du bist vorsichtig und weise, darum sei Deine Bitte gewährt; thue nach Deinem Belieben," antwortete liebevoll der König, worauf Narcißchen ihn und die Königin küßte.

Hierauf entfernte sie sich mit Jaromil, dem der König die freundliche Mahnung mitgab, sich in Allem dem Rathe Narcissens zu fügen, wenn er in seinem Reiche bleiben wolle.

Narcisse führte Jaromil zuerst durch die königlichen Gemächer; dieselbe Pracht, die im Thronsaale herrschte, war auch hier zu sehen, so daß Jaromil ausrief: „O Narcißchen, bei Euch ist es, wie im Himmel!" Eben waren sie zu einem weichgepolsterten Ruhebette gekommen, und Jaromil bat: „Erlaube, Narzißchen, daß ich mich hier setze, um wenigstens einmal die Bequemlichkeit der vornehmen Herren zu kosten."

Lächelnd nickte ihm Narcißchen die Erlaubniß zu und fragte ihn: ob er wohl wünschen würde, König zu sein?

„Freilich," war die Antwort, „es ist gar so schön, im Ueberflusse und ohne alle Sorgen leben zu können; ich wünschte aber vorzüglich deswegen König zu sein, weil ich dann viele schöne Gärten hätte; das Andere würde mich wenig kümmern."

„Du wärst der rechte König. Sieh, der König ist der Vater des ganzen Landes, darum muß er für die Bewohner wie für seine Kinder sorgen, und hat daher mehr Kummer, als einer seiner Unterthanen. Unser König behandelt uns Alle wie seine Kinder, keiner gilt ihm mehr, keiner weniger; wie Du ihn früher mit mir sprechen sahst, liebreich und freundlich, wie ein Vater mit seinem Kinde, eben so liebreich und freundlich spricht er mit dem Niedrigsten seiner Unterthanen, der den ganzen Tag hindurch in den Bergen arbeitet; was er will, das wollen auch alle Andern, und was sie wünschen, erfüllt er gern. Und glaubst Du viel=

leicht, daß Alles des Königs Eigenthum ist, was Du hier siehst? O nein, mein lieber Knabe, das Schloß gehört uns Allen; jeder von uns kann hier ausruhen, bei seinem Tische essen wir Alle, und der König selbst glaubt nicht mehr Recht zu haben auf Alles, was in seinem Reiche ist, als seine Unterthanen; kurz, er ist nicht unser Herr, sondern unser Vater, und darum lieben wir ihn. Wenn Du aber König wärest und das von Deinen Unterthanen im Schweiße des Angesichts Erworbene in Saus und Braus verpraßtest und ihnen dennoch eine Gnade zu erweisen glaubtest, indem Du dann und wann ihre Klagen anhörtest und sie mit leeren Worten tröstetest, könnten Dich wohl Deine Unterthanen lieben? Mit Nichten. Du wärst ein schlechter König, mein Knabe."

„Ich sehe, mein liebes Narcißchen," antwortete etwas beschämt Jaromil dem eifrigen Mädchen, das ernst wie ein ergrauter Prediger vor ihm stand, „meinen Fehler ein, und will Dir in Allem gehorsamen, denn Du bist besser und gescheidter als ich. Obgleich ich niemals als König auf dem Throne sitzen werde, so will ich mir doch Deine Lehre merken. — Nun aber," setzte er nach einer kleinen Weile hinzu, „laß uns in den Garten gehen." Bei diesen Worten war Jaromil von dem Ruhebette aufgestanden, und sie gingen in den Garten. Jetzt war Jaromil wieder ganz fröhlich, denn er befand sich unter Blumen. Von einem Beete zum andern führte ihn Narcisse, und er konnte sich kaum satt sehen, weil ihm immer eine neue schönere Blume zu Gesichte kam, wenn er schon die schönste gesehen zu haben glaubte. „Wie kommt es wohl, Narcißchen, daß bei Euch hier alle Blumen so schön und ohne Makel sind?"

„Höre, Jaromil," antwortete seine Führerin, „mit den Bäumen und Blumen, die Du hier siehst, ist unser Leben innigst verknüpft; das Gesetz, das über uns waltet, gebietet Untergang unserem Reiche, so wie dieser Garten zu Grunde ginge. Darum ist unsere Sorgfalt nicht auf einzelne Blumen, sondern auf die Erhaltung des ganzen Gartens gerichtet; deshalb warten wir jeden Baum, jede Blume, wir reinigen sie von schädlichen Insekten und entfernen jene schädlichen Schwestern von ihnen, die sich neidisch an sie schmiegen und ihr Wachsthum hindern. Es giebt auch Blumen hier, die minder vollkommen sind als Rosen, Lilien und andere mehr; dennoch haben sie hier Platz gefunden, weil sie dessen ohngeachtet manche gute Eigenschaften haben. Diese unvollkommenen sind unsere Kranken — Du kannst sie dort in jener Abtheilung sehen. Einige sind zu schwach, um allein zu stehen, daher wir sie zu den Bäumen setzen, damit diese ihre Stütze seien; hierher gehört der Epheu. Andere lieben Feuchtigkeit und Kühle und würden in Kurzem verderben, wenn wir sie den glühenden Sonnenstrahlen aussetzen möchten; diese setzen wir an den Bach. Kurz, wir pflegen alle, denn alle wollen wir zur Vollkommenheit heranziehen, auf daß alle in gleicher Schönheit prangen und unser Garten zum Paradiese werden möchte."

Während dieser Rede hatte Jaromil alle Blumen besehen, und Narcisse sagte zu ihm: „Jetzt laß uns weiter gehen, damit Du unser Reich in Allem kennen lernst." Sie faßte ihn abermals an der Hand und sie gingen den Weg, welchen sie viele von den grauen Männchen wandeln sahen. Aus dem Garten gelangten sie in unterirdische Gänge und

aus diesen in ein weites Gemach, in welchem eine große Zahl grauer Männchen sehr fleißig beschäftigt war. Einige sahen sie Golderz auslesen, Andere Edelsteine auswählen und schleifen, Andere schöne Spielereien verfertigen, wie sie Jaromil in Menge im Schlosse gesehen; oben am Tische saß ein altes Männchen, damit beschäftigt, Diamanten, Granaten und Rubine in goldene Schränke zu reihen. Diesem schien der Besuch Jaromils nicht sehr willkommen zu sein, denn ganz verdrießlich blickte er nach ihm. Narcisse trat sogleich zum Alten, streichelte seine welke Hand und sagte recht freundlich: „Sei nicht böse, lieber Alter, der König gab mir die Erlaubniß, den Knaben hierher zu führen," womit er sich zufrieden gab. Hierauf führte Narcisse ihren Gast von einem Schranke zum andern, zeigte ihm alle kostbaren Sachen, die hier von Silber, Gold und Edelsteinen aufgehäuft waren, und nachdem sie dem Alten gedankt, verließen sie das Zimmer.

Von da kamen sie über einige Stufen abwärts auf eine grüne Wiese. Mitten durch diese eilten spielend die Silberwellen eines Baches, auf welchem sich grünhaarige Wilen behaglich wiegten. Ihr schneeweißes, durchsichtiges Gewand schien aus Spinnenfäden künstlich gewebt, der Kranz von Wasserlilien, den sie trugen, in dem winzigen Köpfchen Wurzel gefaßt zu haben. Kleine Mädchen mit lieblichen Engelsgesichtern schaukelten sich auf Korallenbäumchen, während andere in Perlenmuscheln um die Wette schwammen oder unter einander spielten. Narcisse bestieg mit Jaromil einen kleinen aus Ebenholz künstlich gearbeiteten und noch künstlicher mit Silber ausgelegten Kahn, nahm das goldene Ruder

in die Hand und bewegte den Kahn dorthin, wo die Wilen in den Wellen spielten. Kaum waren sie bei diesen angelangt, kamen alle heran und hießen Narcisse willkommen. Die schönste von ihnen, die statt des Lilienkranzes einen dünnen, mit Perlen reich besetzten Schleier trug und welche die Gebieterin der übrigen zu sein schien, kam zu Narcisse in den Kahn und fragte sie: „Wer ist dieser schöne Knabe?“

„Er verirrte sich in unsern Garten, gefällt mir, und ich will ihm, so lange er hier verweilen darf, unser Reich zeigen.“

„Und gab der König hierzu seine Erlaubniß?“

„Ohne sein Vorwissen hätte ich dies gewiß nicht gewagt.“

„Sage mir doch, schöne Frau! wohin dieses Wasser fließt?“ fragte Jaromil die Wila, die alsogleich entgegnete: „Dieses Wasser trinken die Blumen und Bäume, mit denen unsere Erde geschmückt ist.“

Jaromil staunte über die Schönheit, die er auch hier traf. Leichtfüßige Wilen hüpften um den Kahn und sahen freundlich zu dem Knaben hinauf; die schönste von ihnen tauchte in das Wasser, kam aber im nächsten Augenblicke zurück und übergab Jaromil eine Perlenmuschel mit den Worten: „Diese Muschel bewahre zur Erinnerung an mich; solltest Du meiner Hilfe bedürfen, öffne sie und wirf die darin enthaltene Perle zur Erde; auf diese Art kannst Du mich rufen.“

Jaromil dankte der freundlichen Wila und steckte die Muschel ein, worauf sie die Wilen verließen.

Bald gelangten sie zu einem großen Palaste von weißem Marmor. Sie traten ein. Narcisse führte Jaromil und öffnete

kurz darauf einen großen, weiten Saal, der in hellem Feuer brannte. Gelblich blaue Flammen wanden sich in Bogenkrümmungen durch das ganze Gemach, in der Mitte desselben glänzte ein blaßgelber Stern der Sonne gleich und entsendete Millionen Funken nach allen Richtungen. Kinder, klein aber wunderschön, tanzten in den Flammen; sie schienen vom reinsten Krystall geformt und waren so durchsichtig, daß man sehen konnte, wie ihre kleinen Herzchen vor Freude hüpften. „Daß doch die Kinder nicht verbrennen?“ wunderte sich Jaromil.

„Wie Du auf der Erde, die Wilen im Wasser, so leben diese im Feuer und müßten außer demselben sterben.“

„Und wo kommt all dies Feuer hin und wozu ist es hier?“

„Sollen Bäume und Pflanzen gedeihen, Frucht und Blüthe tragen, brauchen sie Wasser und Feuer. Euer Wein wäre so feurig nicht, wenn dieses Feuer erlöschen würde.“

Während sie so sprachen, trat eines von den Kleinen aus dem Feuer und sprach: „Meine Schwester gab Dir ein Angedenken, nimm denn auch von mir dieses.“ Bei diesen Worten übergab sie Jaromil ein winziges Krystallfläschchen, dessen Inhalt feurig blitzte. „Bewahre es gut: solltest Du meiner Hilfe bedürfen, öffne das Fläschchen und ich werde kommen; sonst aber öffne nicht!“

Jaromil dankte dem Feuermädchen und legte das Fläschchen zur Perlenmuschel. Hierauf verließen sie den Palast und gingen in den Garten zurück.

Als sie hier ankamen, sagte Narcisse zu Jaromil: „Jetzt kannst Du mit mir noch einmal zum Könige gehen, dann aber mußt Du uns verlassen.“

„Warum treibst Du mich von Euch? Mir gefällt es hier so gut, daß ich für immer bei Euch bleiben wollte.“

„Das kann nicht sein, mein lieber Knabe, wir dürfen Niemanden von Euch bei uns lassen. Ihr Menschen seid nicht so genügsam und friedfertig, wie wir, und darum tauget ihr nicht in unser Reich. Und glaubst Du, daß es Dir hier immer gefallen würde? Deine Bescheidenheit würde nach und nach schwinden, unser Garten würde Dir zu klein dünken, und bald würdest Du Dich nach Deiner eitlen Welt sehnen. Einmal vielleicht, wenn Du in bitteren Erfahrungen Eure Welt kennen gelernt hast, wirst Du an uns denken und mit uns zu leben wünschen.“ Inzwischen waren sie zu dem Elfenbeinpalaste gekommen und traten in das Gemach, wo sich gerade der König und die Königin befanden.

„Wie gefällt es Dir bei uns?“ fragte der König Jaromil.

„So gut, Herr König, daß ich ewig bei Euch bleiben wollte.“

„Dann müßtest Du sein, was diese sind,“ widerlegte der König, und wies dabei auf die um ihn versammelten kleinen Geschöpfe, „weil Du aber das nicht bist, mußt Du uns verlassen.“

„Noch eine Weile laß ihn bei uns, Vater! dann werde ich ihn selbst geleiten,“ bat Narcisse. Der König gab auch hierzu seine Einwilligung. Narcisse führte Jaromil zu einem Ruhebette, worauf sie sich zu ihm setzte, und um sie versammelten sich die hier eben anwesenden Kleinen, die Königin mit ihnen. Nun mußte Jaromil erzählen, wie das Reich der Menschen auf Erden beschaffen, welche Sitten, Gebräuche und Lebensweise anzutreffen seien. Jaromil wußte wenig

aus eigener Erfahrung, denn er war äußerst selten in die Stadt gekommen und da nur auf kurze Zeit; daher kam es ihm nun sehr zu Statten, daß er dem Vater, wenn er an Winterabenden erzählte, aufmerksam zugehört hatte. Jaromil hatte erwartet, daß sich Alle über Vieles nicht wenig wundern würden, weil ihre Lebensart von jener der Menschen auf Erden sehr abwich; sie aber lachten bei der Angabe mancher Sitten, Gebräuche und Gewohnheiten. Hierauf erhielt Jaromil schmackhaftes Obst, und, als er sich satt gegessen, nahm er vom König, der Königin und den anwesenden Kleinen Abschied und ging, von Narcisse geleitet, aus dem prachtvollen Schlosse. Als sie in den Garten traten, konnte er nur mit Mühe die Thränen zurückhalten, die ihm bei dem Gedanken kamen, daß er nun das Schloß und den Garten, wo er so vergnügt und froh gewesen, verlassen müsse. Traurig blickte er nach allen Seiten zu den Blumen, und es schien ihm, daß sich ihre Wunderblüthen zur Erde neigten und ihm das letzte Lebewohl zuwinkten, was seinen Schmerz nur noch vergrößerte. Eben kamen sie an einem Rosenstrauche vorüber, an welchem eine große Menge der schönsten Rosen hing; jedes Blatt schien lebendig zu sein und sich mit Liebe an das andere zu schmiegen.

„Einmal noch will ich mich in eurem süßen Odem baden, es ist ja zum letzten Male.“ Bei diesen Worten hatte Jaromil seinen Arm erhoben und bog einen Ast herab; dieser aber gleitet aus seiner Hand, der ganze Strauch erzittert, und Tausende von Rosenblättern fallen zu Boden. „Sie sollen mir ein liebes Andenken aus Euren Gärten sein,“

sprach Jaromil, und las eine Handvoll der schönsten vom Boden auf, um sie mitzunehmen.

„Bewahre sie wohl," ermahnte seine Führerin.

Sie gingen noch eine kurze Strecke weiter und standen vor dem Felsen, durch welchen Jaromil hierher gelangt war. „Hier müssen wir scheiden," sagte Narcisse. „Du gehst in die Welt, ich bleibe hier. Nimm diesen goldenen Kern, und bist Du einst meiner Hilfe bedürftig, wirf ihn zu Boden, und ich werde kommen; bis dahin verwahre ihn wohl. Das aber merke und vergiß es nie, daß Du keiner lebenden Seele sagen darfst, wo Du gewesen; Dein und unser Unglück wäre die unausbleibliche Folge Deiner Geschwätzigkeit."

„Sei unbesorgt," versicherte Jaromil, „von mir wird Niemand etwas erfahren."

Hierauf reichte ihm Narcisse die rechte Hand, berührte mit der linken den Felsen, dieser weicht, Narcisse verschwindet, und Jaromil steht einsam in einer unbekannten Gegend.

Kein Wald, kein Felsen war zu sehen, jede Spur des Weges, den er so eben gekommen, war verschwunden; wie sollte er nun seines Vaters Hütte finden? Als er forschend umherblickt, sieht er unweit eine Heerde, dann einige Hütten, die mit kleinen Gärtchen umgeben waren, worin Menschen arbeiteten. Zu diesen lenkte nun Jaromil seine Schritte, um von ihnen die Richtung des Weges zu erfragen, den er nehmen sollte, um nach Hause zu gelangen. Bevor er die Hütten erreichte, kam er an einem Menschen vorüber, der auf dem Felde Unkraut jätete; diesen fragte er: „Ich bitte Euch, mir zu sagen, wo der schwarze Wald liegt und wie weit noch dahin zu gehen?"

„Der schwarze Wald liegt in jener Gegend, aber wie weit bis dahin, kann ich nicht sagen; es mag eine tüchtige Strecke sein, denn als der Köhler Konrad seine Kohlen uns zuführte, brauchte er einen Tag zur Her- und einen zur Hinreise.“

Jaromil freute sich, als er den Namen seines Vaters hörte, und sogleich fragte er: „Bringt Euch denn Konrad nicht mehr seine Kohlen?“

„Freilich nicht, er wohnt ja nicht mehr im schwarzen Walde. Vor zehn Jahren verlor er seinen siebenjährigen Sohn. Konrad suchte überall, aber nirgends fand er den Knaben; da verkaufte er seine Hütte und zog in die Stadt, deren Namen ich vergessen habe; denn er hoffte den Knaben dort leichter auffinden zu können.“

Staunend hörte Jaromil diese Worte, und nun erst wurde er gewahr, daß er dem hochgewachsenen Manne bis an die Schultern reiche. „Zehn Jahre war ich also dort,“ dachte er bei sich, „und kaum kam es mir so lange vor, als wären es eben so viele Stunden gewesen.“

„Ihr habet wohl den alten Konrad gekannt?“ fragte der Bauer den sinnenden Jaromil.

„Ja; ich bin seines Bruders Sohn, bin gekommen, ihn zu besuchen, und nun ist meine Freude zu Wasser geworden.“

„Klagen braucht Ihr deswegen nicht; Konrad ist ja nicht aus der Welt gegangen, ist er nicht hier, so wird er anderwärts zu finden sein. Diesen Weg nahm er, als er zur Stadt fuhr; thuet ein Gleiches und Ihr werdet eben dahin gelangen — dann wird ja Konrad, der Köhler, zu erfragen sein. Heute aber ist's schon spät, bleibet bei mir über Nacht

und mit Tagesanbruch werde ich Euch den Weg zeigen und Euch allenfalls auch eine Strecke begleiten.

Jaromil nahm das Anerbieten des ehrlichen Landmannes mit Freuden an und ging mit ihm in die Hütte. Das Weib des Landmannes und zwei Kinder kamen ihnen entgegen, hießen Jaromil willkommen und führten ihn in das kleine Wohnzimmer. Bald jedoch blieb hier Jaromil allein mit den Kindern, denn die Bäuerin war hinausgegangen, ein Nachtessen zu bereiten, der Bauer aber hatte noch Manches in der Wirthschaft zu besorgen und verließ deshalb das Zimmer. Jaromil saß Anfangs stumm in sich gekehrt; der Zaubergarten mit allen seinen Wundern schwebte seinem Geiste vor. Er sah die lieblichen Blüthenhäupter sich erheben und ihm freundliche Grüße zuwinken; bald hörte er das melodische Rauschen des Silberbaches und die in selbem sich wiegenden Wilen ihn mahnen, recht bald zu ihnen zu kommen; es funkelten vor ihm die Flammen des Marmorpalastes und die Diamanten der grauen Männchen. Dazwischen erblickt er das liebliche Gesicht Narcissens, eilt zu ihr, die ihn freundlich willkommen heißt, und im nächsten Augenblick zeigt sie ihm den Felsen und nöthigt ihn, den Garten zu verlassen; er sträubt sich, will immer dableiben, öffnet die Augen — und sieht sich im Zimmer der Bauernhütte, die Kinder aber scheu in eine Ecke gedrückt und ihn furchtsam betrachtend. Er rief sie zu sich und bald waren sie gute Freunde. Der eine Knabe setzte sich auf seinen Schooß und — plötzlich klingt es in Jaromil's Tasche, er fährt mit der Hand dahin und zieht eine handvoll Goldmünzen hervor. „Wer hat mir nur das Geld gegeben?" fragte der

erstaunte Jaromil sich selbst, erinnert sich jedoch bald, daß er die Rosenblätter in diese Tasche gesteckt habe, welche die gütigen Wilen vermuthlich in Goldmünzen verwandelt hatten, damit er auf seiner Reise keine Noth zu leiden habe. Er nahm zwei Münzen und gab sie den Kindern, welche sogleich aus dem Zimmer eilten, um das Geschenk den Eltern zu zeigen. „Weib,“ sagte der Bauer, „das ist gewiß ein vornehmer Herr, welcher verkleidet Reisen macht, um nicht erkannt zu werden; steh' nur, es ist ja reines Gold. Das Nachtmahl, Weib, bereite gut und Betten nimm die besten.“ Hierauf kam er zu Jaromil und dankte ihm; dieser aber lehnte den Dank ab und sagte: „Wollet Ihr mir einen Dienst erweisen, so besorget mir andere Kleider, ich will sie Euch gut bezahlen.“ Jaromil sah in seinen alten Kleidern sehr kindisch aus. Der Bauer hätte sich jetzt zu jedem Dienste angeboten und brachte auch wirklich in kurzer Zeit neue Kleider, die ganz für Jaromil paßten. Er bezahlte daher den Bauer, stillte seinen Hunger und ging zu Bette.

Kaum graute am folgenden Morgen der Tag, so machte sich Jaromil auf die Reise. In einigen Tagen kam er in ein Städtchen, wo er erfuhr, daß er nur noch wenige Meilen zu gehen habe, um in die Hauptstadt zu kommen. Diese Nachricht vernahm Jaromil mit Freuden, da ihm die lange Fußreise beschwerlich zu werden begann. Neu gestärkt machte er sich auf den Weg und langte bald in der Hauptstadt an. Hier trat er, um sich zu erholen, in ein Gasthaus ein, setzte sich in eine Ecke und horchte auf das Gespräch der zahlreich versammelten Gäste. Man sprach eben von der Toch-

ter des Königs, welche blind, stumm und am ganzen Leibe krank sein sollte. „Schon sieben Jahre dauert ihre Krankheit,“ erzählte einer von den Gästen, „aus allen Weltgegenden kamen Aerzte, aber keiner konnte sie gesund machen. Im vorigen Jahre unternahm der König eine Reise in die schwarzen Wälder zu dem berühmten Einsiedler, dieser gab ihm Mittel an, durch welche die Prinzessin ihre Gesundheit wieder erlangen konnte, aber diese Mittel sollen nirgends zu haben sein.“

Jaromil gab auf das Gespräch wohl Acht und dachte bei sich selbst: „Wie, wenn Dich der König zu seinem Gärtner aufnehmen würde?“ Dieser Gedanke beschäftigte ihn so sehr, daß er mit demselben zu Bette ging und sich im Traume sah, wie er als königlicher Gärtner in einem schönen Garten arbeitete, wobei ihm Narcisse und ihre Schwestern halfen. Früh Morgens stand er auf, bezahlte seine Zeche und ging voll Hoffnung zum königlichen Schlosse. Bald war er bei demselben angelangt; die hohen, stolzen Thürme, die alten grauen Mauern gaben dem großen weiten Gebäude ein ehrwürdiges Aussehen. Von zwei Seiten umgab dasselbe ein ausgedehnter Garten, auf den übrigen begrenzte es ein hohes Eisengitter von künstlicher Arbeit. Jaromil hatte sich im Geiste ein Bild entworfen von dem geschäftigen Treiben, dem schnellen Umherrennen der Bedienten, der von Minute zu Minute sich mehrenden Anzahl ankommender und abfahrender Equipagen, dem planlosen Drängen des anwesenden Volkes, und — fand an dem ganzen Bilde nicht einen Pinselstrich. Der Friede schien in das Haus eingezogen zu sein und die Ruhe schien an

seinen Pforten Wache zu halten. Lautlose Stille herrschte im Palaste und seiner Umgebung. Teppiche sah man überall ausgebreitet, damit die Tritte in den weiten Gängen nicht wiederhallten, ja selbst das Pflaster des Schloßhofes war mit schwarzem Tuche bedeckt, damit man das Stampfen der Rosse und das Gerassel der Karossen nicht hören möchte. Die Bedienten waren alle schwarz gekleidet und bewegten sich in dem düstern Schloßhofe wie böse Geister der Unterwelt; auch die Fenster waren alle noch verhängt.

Jaromil trat unbemerkt in den Schloßhof, und da ihn Niemand beachtete, er selbst Niemanden befragen wollte, setzte er sich auf eine Bank, in der Nähe des Schloßgartens. Bald kam ein alter Mann, einen Spaten in der Hand tragend, an ihm vorüber, öffnete mit einem Schlüssel die Thüre des Schloßgartens, trat ein und schloß die Thüre wieder zu. Jaromil sah durch eine Ritze, wie der alte Mann in einem Beete mühsam arbeitete, klopfte an die verschlossene Thüre und rief: „Verzeihet, ich sehe, daß Euch die Arbeit schwer wird, und wenn Ihr erlaubet, will ich sie für Euch verrichten; ich bin auch Gärtner, war aber lange auf Reisen und habe viel von meiner Kunst vergessen; dennoch glaube ich der Arbeit gewachsen zu sein. Solltet Ihr einen Gesellen brauchen, würde ich gerne Dienste nehmen."

Der Alte hatte mittlerweile die Thüre geöffnet, sah Jaromil freundlich an und antwortete ihm: „Ich danke, guter Jüngling. Es freut mich immer, wenn ich einen Menschen sehe, der freiwillig und gern nach der Arbeit greift; ich würde Dich alsogleich aufnehmen, wenn es nur von mei-

nem Willen abhinge; das ist aber nicht der Fall, ich muß vorher den König befragen, und da wird es wohl Schwierigkeiten geben."

„Und welche?" fragte Jaromil.

„Hörtest Du nie von der kranken Tochter unseres Königs?"

„O ja, als ich gestern hier ankam, erzählte man von ihr und fügte auch das hinzu, daß der König einsam und traurig seine Tage verlebe."

„So ist es," bejahte der Alte; „das Herz will mir im Leibe brechen, wenn ich die Prinzessin sehe und dann unwillkürlich in die früheren Tage zurückversetzt werde, wo sie frisch und munter im Garten sich tummelte, wenn ich Blumen pflückte und sie ihr brachte; jetzt kann die Bedauernswerthe höchstens in einem Tragsessel sitzen, in welchem sie sich zuweilen in den Garten bringen läßt. Ich bin ein alter Mann, aber dennoch würde ich an's Ende der Welt gehen, wenn ich dort das fände, was ihr helfen könnte."

„Und was könnte ihr helfen?" fragte Jaromil.

„Das darf ich Dir erst dann sagen, wenn Dich der König in seine Dienste wird aufgenommen haben. Als noch die Prinzessin gesund, arbeiteten hier viele Gesellen, nun aber darf außer mir Niemand in den Garten. Erwarte mich hier, ich will den König fragen und Dir sogleich Antwort bringen."

Der Alte ging. Jaromil nahm den Spaten zur Hand und setzte die begonnene Arbeit fort; der Gärtner kam jedoch bald zurück und sagte in einiger Entfernung: „Ich bringe gute Nachricht; der König will Dich sehen, und ich hoffe, daß er Dich auf meine Empfehlung aufnehmen werde."

Der Gärtner führte Jaromil in den Palast. Durch einen langen Gang und viele Zimmer gelangten sie in das Gemach, wo der von Gram niedergebeugte Vater langsamen Schrittes umherging. Als sie eintraten, winkte der König Jaromil näher zu treten, sah ihn lange scharf an und fragte nach seinem früheren Lebenslaufe. Jaromil erzählte furchtlos, ohne etwas, den Zaubergarten und seine Bewohner ausgenommen, unberührt zu lassen. Der König schien zufrieden zu sein und sprach: „Gut, Du bist angenommen; merke Dir aber Folgendes: Den ganzen Tag wirst Du allein im Garten arbeiten, darfst, den alten Bores ausgenommen, mit Niemanden verkehren, und keiner Seele sagen, was Du sehen und hören wirst."

„Mein Herr und König! was Ihr da sagt, hätte ich auch ohne Euren ausdrücklichen Befehl beobachtet. Ihr sollet mit mir zufrieden sein." Nach diesen Worten neigte sich Jaromil und verließ auf des Königs Wink mit dem Alten den Palast.

„Nun lieber Alter," bat Jaromil, als sie im Schloßhofe ankamen, „zeiget mir Alles, was ich zu thun habe."

Der freundliche Alte führte Jaromil in den Garten, und nachdem er ihm seine künftigen Verpflichtungen angegeben, bot er ihm seinen Rath mit den Worten an: „Ich habe Dir jetzt Alles übergeben, solltest Du in Zukunft meines Rathes und meiner Hülfe bedürfen, so findest Du den alten Bores in jenem grünen Häuschen, ohnweit des Thores."

Jaromil dankte dem Alten herzlich, und als dieser sich entfernt hatte, nahm er seine Gärtnerwerkzeuge und ging sogleich an die Arbeit. Es war gegen Mittag, da öffnete

sich die Thüre, die aus den Zimmern der Prinzessin in den Garten führte, und Jaromil sah, wie mehrere Frauen die Kranke in einem weichgepolsterten Sessel in den Garten trugen. Sogleich entfernte er sich in einen entlegeneren Theil des Gartens und kam erst dann zurück, als er hörte, daß sie den Garten verlassen hätten. So unbedeutend diese Handlung Jaromil's an sich war, so hoch wurde sie ihm vom Könige und der Königin angerechnet; sie faßten Vertrauen zu ihm, ja von nun an rief ihn die Königin oft auch dann herbei, wenn die Prinzessin im Garten weilte; er mußte Blumen pflücken, Kränze winden und damit den Tragsessel der Prinzessin schmücken. Da sah er oft die unglückliche Kranke; ihr regelmäßiges Gesicht war entstellt, die Augen geschlossen, und der ganzen Gestalt hatte Krankheit ihre zerstörenden Zeichen eingegraben; nur wenn sie lächelte, blickten zwei Reihen der schönsten Perlen durch die geöffneten Lippen. Jaromil hatte Mitleiden mit ihr, und wo er ging, hatte er sie vor Augen; ganz natürlich wurde in ihm der Wunsch wach, ihr helfen zu können. Nachdem er lange genug vergeblich nachgedacht, sagte er zu sich selbst: „Bin ich doch ein Thor, sinne Tag und Nacht auf Mittel, die der Armen helfen könnten, und der alte Bores weiß sie; nächstens will ich ihn fragen."

Am selben Tage noch ging er zu Bores und erhielt auf seine Anfrage folgende Antwort: „Nicht weit von hier ist ein Wald, der schwarze genannt, der sich weit, weit unter die Erde hinzieht. In diesem Walde nun wohnt ein sehr alter und gelehrter Mann, zu welchem die Menschen von Nahe und Ferne haufenweise strömen, um sich Raths zu er-

holen. Ich machte dem Könige den Vorschlag, diesen Mann über die Krankheit seines Kindes zu befragen, und erhielt den Auftrag, den Weg dahin zu erforschen; als dies geschehen war, machten wir uns auf die Reise. Glücklich kamen wir bei dem weisen Manne an; dieser blieb mit dem Könige allein und fragte, wie mir dieser später erzählte, nach allen Umständen der Krankheit. Hierauf verließ er den König und ging in eine dunkle Grotte, aus welcher er jedoch bald herauskam und seine Beschwörung begann. Der König erzählte viel davon, mein alter Kopf aber hat es nicht behalten; das weiß ich jedoch noch, daß sich ihnen eine schöne Frau zeigte, welche der Einsiedler um die Mittel befragte, durch welche die Prinzessin gesund werden könnte. Diese gab folgende Antwort:

„Silbernen Baches Welle
Giebt ihr Gesundheit wieder,
Lebenden Feuers Gluth
Leih't ihren Augen Licht,
Redenden Baumes Frucht
Führt auch das Wort zurück."

„Urtheile selbst, ob das Geforderte auf der Welt zu finden? Umsonst hat bisher der König Alles aufgeboten, umsonst die Hälfte seines Reiches, umsonst endlich die Tochter selbst zur Gemahlin Dem versprochen, der sie gesund machen würde; Niemand kam, den Preis zu holen."

Jaromil hatte bei dieser schlichten Erzählung des Alten ruhig dagestanden, kein Laut trat über seine Lippen, aber die Worte, die er gehört, hafteten in seinem Herzen; wo er ging und stand, hörte er die Sehnsucht lispeln: „Wasser,

Feuer, Baum.“ Endlich wurde die Erinnerung in seiner Seele wach und mahnte ihn an die Geschenke der Wilen. „Silberwellen, lebend Feuer, redender Baum! Es sei, ich will die gütigen Wilen um Hülfe ansprechen; sie pflegen so viele Blüthen mit der seltensten Sorgfalt, sie werden diese Blume nicht verwelken lassen.“ Am folgenden Tage ging er zum Könige.

„Was begehrst Du, Jaromil?“ fragte der König, als er ihn eintreten sah.

„Mein Herr, setzt Ihr so viel Vertrauen in mich, überlaßt mir die Prinzessin, ich werde sie gesund machen.“

„Du willst sie gesund machen?“ fragte der König im höchsten Erstaunen. „Warum hast Du bisher geschwiegen?“

„Weil ich nicht wußte, was sie heilen kann.“

„Und nun weißt Du es?“

„Ja, der alte Bores vertraute mir Alles. Wollt Ihr sie gesund sehen, überlaßt sie mir auf drei Tage, Ihr dürft aber nicht forschen, was geschieht, sonst würden meine Mittel fehlschlagen.“

„Es sei, ich will sie Deiner Obsorge anvertrauen, und gelingt es Dir, sie gesund zu machen, soll Deine kühnste Forderung nicht unerhört zu meinen Ohren dringen.“

Jaromil entfernte sich; der König eilte zur Königin und theilte ihr die frohe Hoffnung mit. Nachdem diese davon vernommen, kam sie zu Jaromil und wollte, daß er von nun an im Schlosse wohne; er nahm aber das Anerbieten nicht an, indem er vorgab, für die kommenden Tage im Garten Vorbereitungen treffen zu müssen. Und wirklich

machte er an einem abgelegenen Platze des Gartens eine Verzäunung, daß Niemand sehen konnte, was da vorging.

Tags darauf empfing er aus den Händen der Königin die kranke Prinzessin, ohne daß diese etwas wußte, denn sie schlief, als sie Jaromil in seinen Armen hinab trug und in's weiche Gras legte. Hierauf nahm er die Perlenmuschel, öffnete sie und fand eine große Perle; hörbar pochte sein Herz, als er dann die Perle auf die Erde warf. Ein Weilchen bleibt die Perle im Grase liegen, dann nimmt sie immer mehr und mehr ab, bis sie endlich ganz verschwindet. An derselben Stelle springt eine Quelle hervor, erhebt die weichen Arme hoch in die Luft, senkt sie aber wieder, und Tausende von Perlen fallen in schöner Bogenwindung auf das Gras; — doch nein, nicht Gras ist's mehr, wohin sich die schäumenden Perlen senken, sondern die Tiefe einer Perlenmuschel. Aus den schäumenden Wasserstrahlen schwimmt eine blasse Frau, Wellen schaaren sich in wilder Freude um sie und küssen ihre Lilienarme; die Sonne senkt ihren Gruß in Regenbogenfarben auf den hochgeschwungenen Bogen und schafft einen Baldachin über dem Haupte der Wilenkönigin, denn — diese war es. Jaromil erkannte sie sogleich, trat näher zu ihr und sprach: „Du warst gütig gegen mich und sagtest, ich könne, falls ich Deiner Hülfe bedürfte, Dich mit jener Perle, Deinem Geschenke, rufen. Siehe, die Zeit ist bald gekommen, ich fordere jetzt Deine Hülfe, doch nicht für mich, sondern für diese Unglückliche: silbernen Baches Wellen sollen ihr Gesundheit wiedergeben. Erfülle also Deine Zusage, indem Du ihr Hülfe schaffst."

„Es sei," antwortete die Wila, „reiche mir die Prinzes-

sin." — Jaromil nahm die noch immer schlafende Boleslawa — so hieß die Prinzessin — und legte sie auf die Wellen, von wo sie die Wila aufnahm und unter dem schäumenden Perlenfalle verschwand. Die Hände gefaltet, den Leib zum Wasser vorgebeugt, schaute Jaromil unbeweglichen Blickes zur Tiefe hin, in höchster Spannung das Wiederkommen der Wila erwartend. Es dauerte nicht lange; die blasse Wila erschien, eine wunderschöne Jungfrau in den Armen. Voll der freudigsten Gefühle tritt Jaromil an den Rand des perlenreichen Kessels, wohin die rauschenden Wellen die Wilenkönigin spielend tragen, welche die Jungfrau in seine ausgebreiteten Arme legt und spricht: „Nimm Deine Braut, leb' wohl und — schweige!"

Jaromil wollte der gütigen Wila danken, sie war aber bereits verschwunden und auch von dem schönen Wasserfall war keine Spur geblieben, als Tausende kleiner Tropfen, mit denen die verschwindenden Wellen das Gras bespritzt hatten. Jaromil hätte den ganzen Vorfall aller Wahrscheinlichkeit nach für einen schönen Traum gehalten, wenn nicht die Prinzessin, so wunderbar verändert, in seinen Armen gelegen hätte. Sie schlief noch; er legte sie daher auf den Rasen und eilte in das Schloß, um Speisen zu holen, welche in einem Zimmer bereit sein sollten. Als er zurückkehrte, war die Prinzessin erwacht. Ihr erstes Gefühl war das der Verwunderung, ihr zweites das der Freude, und wie der Vogel, dem Käfig entflogen, in stürmischer Eile durch die Lüfte flattert, als wolle er weit, je weiter, je lieber, von seinem Kerker wegfliegen: also eilte sie an Jaromil's Hand durch die Gänge des weiten Gartens, bald ihn vorwärts

ziehend, bald in kindlicher Freude um ihn hüpfend. Von den herbeigebrachten Speisen nahm sie äußerst wenig, um nur in Etwas dem Wunsche Jaromil's zu willfahren.

So war der erste Tag vergangen. Die Prinzessin begab sich von Jaromil geleitet, aber von Niemand bemerkt, in ihre Zimmer, worauf Jaromil in den Garten zurückkehrte. Mit heißer Sehnsucht erwartete er den folgenden Tag; die freudige Hoffnung, daß er die holde Prinzessin gesund machen werde, durch den glücklichen Erfolg des ersten Versuches zur Gewißheit gesteigert, ließ ihn nicht ruhen. Zehnmal war er durch die einsamen Gänge des Gartens geeilt, und wohl öfter an den Fenstern der Prinzessin stehengeblieben; zehnmal kehrte er in seine Umzäunung zurück und sah nach, ob zu morgen Alles bereit wäre und geordnet. Kaum graute der Tag, stand Jaromil vor der noch schlafenden Prinzessin, um sie in den Garten zu führen. Als dies geschehen war, nahm er das Fläschchen und zog den silbernen Pfropf mit voller Zuversicht heraus. Alsbald verwandelt sich das Fläschchen in eine feurige Kugel, die, im Wirbel sich bewegend, Tausende und Tausende glühender Funken nach allen Seiten entsendet; Flammen, hellblau, roth und gelb, entströmen ihr und bilden, die hellen Strahlen verflechtend, ein schönes Gewebe bunter Bänder. Immer schneller bewegt sich die Kugel, in deren Mitte Jaromil das Mädchen erblickt, welches ihm das Feuerfläschchen geschenkt hat. Indem er näher tritt, spricht er: „Vergieb, daß ich von Deinem Geschenke so bald Gebrauch mache; sieh' die Arme, das Licht ihrer Augen ist erloschen und nur lebendes

Feuer vermag es ihr wiederzugeben; ich dachte an Dich und hoffe, daß Du helfen werdest.“

Bei diesen Worten lächelte das Mädchen, erhob die winzigen Finger, sprang aus der Kugel und glitt aus den Feuerstrahlen zur schlafenden Prinzessin; dann neigte sie sich zu ihr und berührte mit dem rosigen Finger ihre Augen. Plötzlich sah diese auf, erblickte jedoch weder das Feuermädchen, noch die feurige Kugel, denn beide waren ohne Spur verschwunden. Aber zwei von den tausend Funken waren in den Augen der Prinzessin geblieben, und von ihrer Gluth entbrannte Jaromil's Herz. Voll Verwunderung und Freude sprang die Prinzessin auf, und ihr erster Blick fiel auf Jaromil; eine Hand legte sie auf ihren Rosenmund, als wollte sie sagen, wie gerne sie ihrem Gefühle Worte geben möchte, wenn das Band ihrer Zunge gelöset wäre, mit der andern ergriff sie seine Hand und wollte sie küssen.

„Nicht doch, schöne Jungfrau,“ sagte Jaromil, indem er die Hand schnell zurückzog, „das verdiene ich nicht, bin ja hinlänglich dadurch belohnt, daß ich Dein engelgleiches Antlitz sehen darf. Nun aber komm, daß ich Dir den Garten zeige, wo Du sehen wirst, wie groß die Bäumchen geworden sind, die Du als Kind mit dem alten Bores gepflanzt hast.“ Mit anmuthigem Lächeln horchte die Prinzessin auf seine Worte und ging dann mit ihm. Sie durchstrichen alle Gänge des Gartens, doch bald knieete sie hier zur Rose, drückte warme Küsse auf ihren Kelch und bewunderte ihre Schönheit, bald blieb sie wieder am Teiche stehen und sah den Bewegungen der Goldfische zu; dort setzte sie sich end-

lich unter einen schattigen Apfelbaum, und Jaromil pflückte Aepfel, von denen er die schönsten für sie auswählte.

Der Tag war schneller vergangen, als es Jaromil gerade wünschte. Am Abende begab sich Boleslawa in ihre Zimmer, er aber blieb im Garten. Der Schlaf floh seine Augen, unaufhörlich schwebte ihm das reizende Bild der Prinzessin vor. „Wie heiß und innig liebe ich sie und doch — sie wird mir niemals angehören! Der König sagte wohl, wer sie gesund mache, könne selbst ihre Hand beanspruchen, aber wird er auch Wort halten?"

Diese und ähnliche Gedanken bewegten stürmisch Jaromil's Seele. An einen Baum gelehnt blickte er sehnsuchtsvoll zu den Fenstern, hinter welchen die Geliebte weilte und, um ihr ein Zeichen zu geben, daß er wach und ihrer eingedenk sei, fing er an zu singen. Die vollen, kräftigen und doch weichen Töne seines Liedes lockten die schlummernden Lüfte herbei, welche ihre Ruhestätte, die Kelche der Blüthen und die Kronen der Bäume, verließen, um des Sängers Liebeslied an der Prinzessin Fenster zu tragen. Von der süßen Melodie gelockt, erschien Boleslawa am Fenster, und, da sie Jaromil erblickte, gab sie ihm durch Zeichen zu verstehen, daß sie nicht länger im Schlosse bleiben wolle. Jaromil war es zufrieden und beeilte sich, ein Lager für sie zu bereiten; zu diesem Ende sammelte er im ganzen Garten die duftigsten Blätter und bereitete ein Lager unter einem großen Rosenstrauche. Kaum legte sich Boleslawa zur Ruhe, bedeckten sie die Lüfte mit wonnigem Hauche des Rosenstrauches, Nachtigall wiegte sie ein und Liebe bewachte sie. Sie schlief sanft.

„Jetzt," dachte Jaromil bei sich selbst, „will ich noch Narcissen rufen. Boleslawa schläft, und ich bin sicher, daß sie Nichts sehen werde." Die Nachtigall verstummte, die Lüfte legten sich, der Mond verbarg sein Angesicht, und nur mit den hellen Sternenaugen sah die Nacht zur Erde herab. Jaromil entfernte sich auf einige Schritte, nahm den Kern und ließ ihn zu Boden fallen. Plötzlich ergießen sich Rosenstrahlen über den Garten, und wo der Kern hingefallen war, sprießt ein grüner Zweig hervor, treibt höher und höher seine Aeste, bis vor dem staunenden Jaromil ein großer Baum steht, von dessen blüthenreichem Gipfel hold Narcißchen ihn anlächelt. Auf jedem Blatte, in jeder Blüthe wiegen sich goldlockige Wilen, die leise Worte untereinander tauschen; die Lüfte wachen auf, säuseln durch der Bäume Gipfel und küssen die Rosenwangen der Wilen.

„Was verlangst Du?" fragte Narcisse mit lieblicher Stimme Jaromil, der in stummer Verwunderung dastand.

„O gute Narcisse! Du wirst gewiß meine Bitte nicht unerhört lassen. Sieh', die schöne Jungfrau, die hier schläft, ist stumm, und nur ein Apfel vom redenden Baume wird ihr die Sprache wiederg'eben; lieb' Narcißchen, mache sie gesund!"

„Auf Jaromils Bitte pflückte Narcisse eine Knospe, hauchte sie an — die Knospe öffnete sich, hauchte zum zweiten Male — die Blüthe welkte, hauchte zum dritten Male — und schon hielt sie den schönsten Apfel in ihrer Hand, den sie zur Erde gleiten ließ, und sprach: „Nimm den gewünschten Apfel und mache Deine Geliebte gesund; willst Du aber im Glücke verharren, schweige von uns bis zum Tode."



Heller und glänzender leuchteten nach diesen Worten die Rosenstrahlen, so daß Jaromil seine Augen schließen mußte. Da hört er aus der Ferne einen lieblichen Gesang, horcht, öffnet die Augen — Baum und Licht sind verschwunden; der Gesang aber tönt fort, immer weicher, immer sehnsuchtsvoller, bis er in einem leisen Seufzer verklingt. Abermals herrscht Stille; nur die Winde eilen säuselnd durch den Garten, wecken die Blumen aus dem süßen Traume und erzählen ihnen leise lispelnd ein Märchen vom Zauberbaume.

Jaromil sitzt, den Zauberapfel in der Hand, in Boleslawa's Nähe; Liebe, Furcht und Hoffnung wogen in seiner Seele auf und nieder. Da fällt ein Blatt zur Erde nieder, berührt im Falle die träumende Nachtigall, welche sogleich das liederreiche Köpfchen erhebt und mit ihren süßesten Tönen

den eben heranschleichenden Tag begrüßt, bis Boleslawa erwacht.

Jaromil trat näher zu ihr und sprach: „Als Du schliefst, fand ich den schönsten Apfel des Gartens, da nimm und iß.“ Er reichte ihr den Apfel und fügte traurig hinzu: „Es ist vielleicht die letzte Stunde, in welcher es mir gegönnt ist, bei der schönen Prinzessin zu weilen; denn diese wird, gesund geworden, mit dem armen, gemeinen Gärtnerburschen nicht so vertraulich verkehren dürfen, wie zuvor.“ Hier wurde seine Rede durch einen lauten Schrei Boleslawa's unterbrochen. „Was geschieht mit mir? Ich kann reden; o, gewiß hast Du mich mit dem Zauberapfel gesund gemacht! O Jaromil, mein Wohlthäter, wie soll ich Dir vergelten? Du sprachst soeben Worte, die mir sehr wehe thun. Was denkst Du von mir? Oder meinst Du, daß mein Vater so ungerecht sein und Dir für den erwiesenen Dienst, den er nicht glänzend genug lohnen kann, so schlechten Dank wissen werde?“ So sprach die aufgeregte Prinzessin, wobei sie beide Hände Jaromils faßte und an ihren Busen drückte.

„Man sagte mir, ich könne von Deinem Vater sein ganzes Königreich fordern, wenn ich Dich gesund mache; aber was sollen mir seine Schätze nützen? Die können mich nicht glücklich machen, und was mich für immer glücklich machen würde, darf ich ja niemals fordern!“

„Und was könnte Dich glücklich machen?“ fragte Boleslawa leise, und die Farbe der Morgenröthe ergoß sich über ihre Wangen, denn sie ahnte seine Antwort.

„Dich, schöne Jungfrau, würde ich vom Könige fordern

und dann nach allen Schätzen der Welt kein Verlangen tragen.“

Wieder erhob die Nachtigall ihre Stimme und sang ein Lied, so laut, daß es die Antwort der Prinzessin übertönte; aber Jaromil hatte das leise „Ja!“ doch vernommen.

Eine Stunde noch brachten die Glücklichen im Garten zu, worauf sich Boleslawa in das Schloß begab. Jaromil blieb im Garten, und von Ungewißheit gefoltert, warf er sich hin auf jene Stelle, wo seine Geliebte die Nacht zugebracht hatte. Jedes Wort, das sie gesprochen, wiederholte er, jede Bewegung, jedes leise Zucken der Mienen führte Erinnerung in seine Seele zurück und erfüllte ihn mit Hoffnung und Besorgniß, bis er endlich sanft einschlief. Da sah er sich in einem großen Saale, dessen eine Hälfte prächtig geschmückt und mit den schönsten Blumenkränzen behangen war. Die zweite Hälfte bedeckte ein dichter, rosiger Nebel, so daß man nichts wahrnehmen konnte. Plötzlich wird der ganze Saal hell erleuchtet, und Jaromil sieht im Hintergrunde einen goldenen Thron, auf welchem eine Jungfrau von außerordentlicher Schönheit sitzt; er tritt näher und erkennt Boleslawa, die ihm winkt, neben ihr Platz zu nehmen. Kaum war dies geschehen, so that sich die eine Seitenwand des Saales auseinander und Jaromil erblickt zwischen vier goldenen Bogen den Zaubergarten und in seiner Mitte das Elfenbeinschloß. Auf den ersten Blick erkannte er es, aber Boleslawa schaute verwundert hinein. Da öffnet sich das Schloßthor, und aus demselben treten Wilen in großer Zahl, an ihrer Spitze Narcisse, und neben dieser schreiten zwei Wilen, jede eine Krone auf seidenem Polster

tragend. Der Zug bewegt sich zu dem Throne, auf welchem die Liebenden sitzen, und nachdem man herbeigekommen, den Thron mit Blumen und Kränzen geschmückt hat, nimmt Narcisse die erste Krone aus Rosen und Lilien, setzt sie auf die schwarzen Locken Boleslawa's und spricht: „Mehr, als Gold und Edelgestein schmückt Dich diese Krone aus zar= Blüthen, sie sind ja Deiner Seele Bild. Habe Acht, daß sie niemals welken.“ Hierauf nimmt Narcisse die zweite Krone, die von goldenem Glanze und Edelsteinen strahlt, und indem sie dieselbe auf Jaromil's Haupt legt, sagt sie zu ihm: „Nun bist Du König, Jaromil, bleibe gut und gerecht, vergiß meine Worte nie und Du wirst glücklich sein.“ Dann hauchte sie einen Kuß auf seine Stirn, und er erwachte. Als er die Augenlider aufschlug, glaubte er noch immer zu träumen, denn seine Königin stand vor ihm.

„Eine geraume Zeit bin ich schon hier,“ sprach Boleslawa, „und warte auf Dein Erwachen, damit wir zu den Eltern gehen.“

„Ach, Boleslawa, ich hatte einen so schönen Traum!“ rief Jaromil und erzählte, von ihr aufgefordert, die eben gehabte Erscheinung.

„Das ist ja ein gutes Zeichen,“ meinte Boleslawa, als er seine Erzählung beendet hatte, „nun aber laß uns schnell zu den Eltern gehen.“

Jaromil flocht einen Kranz von Lilien und Rosen und bekränzte damit die schöne Boleslawa, wonach sie ins Schloß eilten.

Mit heißer Sehnsucht hatten inzwischen die Eltern der Prinzessin den dritten Morgen erwartet und saßen nun voll

banger Zweifel im Saale, der an die Zimmer der Prinzessin stieß. Auch die Hofbeamten hatten sich zahlreich eingefunden, denn ein Jeder wollte die geheilte Tochter seines Königs sehen. Da öffnet sich die Thür, und Jaromil tritt ein, die reizende Boleslawa an der Hand führend. Alle wenden ihre Augen dahin, und im selben Augenblicke fesselt die Schönheit der Geliebten die Zungen Aller, daß sie staunend schweigen, als Jaromil die Prinzessin durch ihre Reihen führt. Beim Könige angekommen, verneigt sich Jaromil und sagt, auf Boleslawa weisend: „Mein Herr und König, Deine Tochter!" Bei diesen Worten lösten sich die Zungen der Anwesenden, und ein solcher Jubel wurde laut, daß die Fenster des Gemachs zitterten. Lange dauerten die lauten Freudenbezeigungen, während welcher Boleslawa in den Armen ihrer glücklichen Eltern lag.

Als sich der Jubel etwas gelegt hatte und der hocherfreute Vater sprechen konnte, sagte er: „Sprich, begehre, was Du willst; Alles soll gewähret sein, und begehrtest Du mein ganzes Reich, ich will es Dir geben."

„Was würde mir ein Königreich und alle Schätze nützen, wenn an meinem Herzen ewiger Schmerz nagen würde? Gebt mir Eurer Tochter Hand, und ich will Euch segnen mein Lebelang."

Betroffen schwieg der König, und sein Auge irrte von der Königin zur Tochter und von dieser wieder zurück. Als er aber sah, daß Boleslawa zu ihm und der Mutter bittend schaue, wollte er sie am ersten Tage ihrer Wiedergeburt nicht betrüben, er nahm daher ihre Hand, legte sie in jene

Jaromils und sprach: „Nimm denn mein werthvollstes Kleinod und sei mein Nachfolger."

Die seltene Begebenheit war bald in der ganzen Stadt und Gegend bekannt geworden, und unter lautem Jubel drängte sich das Volk zum königlichen Schlosse, so, daß bald der Schloßhof, ja selbst viele Gänge der Burg mit Neugierigen gefüllt waren. Mitten durch das Gewühl bahnte sich der alte Bores einen Weg zu den jungen Verlobten; als er aber bei ihnen ankam, konnte der gutmüthige Mann vor Rührung nicht sprechen, Thränen erstickten seine Worte.

Mittlerweile hatte der König Befehl gegeben, ein Fest zu bereiten, desgleichen die Hauptstadt noch nicht gesehen, damit die Vermählung des jungen Paars würdig gefeiert werden möchte.

In jenem Lande war es Sitte, daß am Tage vor der Vermählung Jedermann in die Wohnung der Brautleute kommen durfte, um sie zu sehen. Da kam denn an diesem Tage ein alter Mann zu Jaromil und sprach: „Vergebt, mein Herr, daß ich mit einer Bitte zu Euch komme. Man erzählt, Ihr seid eines Köhlers Sohn; sagt, ist dieses Gerücht war?"

„Freilich wohl, Köhler Konrad aus dem schwarzen Walde ist mein Vater."

„Der bin ich!" rief der Greis, der Stock entfiel seiner Hand — und der Vater lag in des Sohnes Armen.

„Wo ist die Mutter?" fragte Jaromil, als sich der Ueberraschte erholte.

„Der Herr hat sie zu sich gerufen; bis an ihren Tod

hat sie es aufrichtig bereuet, daß sie Dich so stiefmütterlich behandelte, bis Du ihretwegen von Hause wegliefst.“

Da Jaromil nicht sagen durfte, wo er so viele Jahre zugebracht hatte, schwieg er, wodurch sein Vater in der Meinung bestärkt wurde, und daher oft erzählte, wie sein Sohn der bösen Stiefmutter wegen entlaufen und König geworden war.

Am Tage der Vermählung mußte der alte Konrad zwischen Jaromil und Boleslawa sitzen, die den Vater ihres Geliebten froh begrüßte. Am zweiten Tage des Festes wurde das junge Paar gekrönt, wobei Jaromil, damit sein Traum erfüllt werde, eine goldene Krone trug, Boleslawa aber jene aus Rosen und Lilien.

Jaromil regierte weise und gerecht, daher liebte ihn das Volk, und die meisten seiner Unterthanen pflegten ihn, vorzüglich in seinen späteren Regierungsjahren, statt König — Vater zu nennen und sein Andenken blieb auch nach seinem Tode gesegnet beim Volke.



Das Märchen von den drei Hunden.

In einem Dorfe lebte ein Bauer mit seinen zwei Kindern, einem Sohne und einer Tochter. Der junge Veit und seine Schwester wurden bei jeder Gelegenheit von den übrigen Dorfbewohnern ausgezeichnet, denn ihr Vater galt für den reichsten Bauer im Dorfe. Als aber Veit zwei und zwanzig und seine Schwester zwanzig Jahre zählten, starb plötzlich ihr Vater, und da zeigte es sich, daß er nicht so reich gewesen, als man allgemein dafür hielt. Kaum war er bestattet, kam eine große Zahl Gläubiger zu dem trauernden Veit und forderte von ihm Bezahlung der Schulden seines Vaters. Veit zahlte einem nach dem andern, bis ihm und der Schwester von dem gesammten hinterlassenen Vermögen außer einigen Kleidungsstücken und etwas Nahrungsmitteln nur drei Schafe übrig blieben. Dies war freilich zu wenig als daß zwei erwachsene Menschen davon hätten leben kön-

nen, das sah Veit sehr wohl ein. Was nun thun? Dienste nehmen, zumal in dem Orte, wo man ihn früher nur den reichsten Bauernsohn genannt hatte, schämte er sich, und einen anderen Ausweg wußte er vor der Hand nicht. Nachdenkend schlich er einige Tage umher, bis er das Rechte gefunden zu haben glaubte. Da trat er zur Schwester und sprach: „Ich muß fort, hier leidet es mich nicht länger; nimm das wenige Geld, kaufe Flachs, damit Du Dir durch Spinnen etwas Weniges verdienst. Die drei Schafe will ich mit mir nehmen, um sie in der nächsten Stadt zu verkaufen und einiges Reisegeld zu bekommen.“

Gesagt, gethan. Veit nahm Abschied von seiner Schwester und trat, die drei Schafe vor sich hertreibend, die Reise an. Gesenkten Hauptes ging er seines Weges, traurige Gedanken stürmten durch seine Seele, und ihr Hauptgegenstand war die Zukunft. Schwer hing sie über ihm, wie eine dunkle Wetterwolke, von welcher man nicht weiß, ob sie Segen oder Vernichtung auf die junge Hoffnungssaat des ängstlich harrenden Landmannes herabschütten werde. In dieser Stimmung zog er immer weiter, nur selten das Haupt erhebend und die Anforderungen des Magens nicht achtend. Erst am Abende fühlte er das Bedürfniß, seinem Körper einige Erholung zu gönnen. Er ließ daher seine Schafe ungehindert weiden, setzte sich auf den Rasen hin, zog ein Stück Brod, welches er Morgens in seine Tasche gesteckt hatte, hervor und hielt sein karges Mahl.

Da kam die Straße heran ein Mann, drei große Hunde an der Seite. Als dieser zu Veit kam, redete er ihn freund-

lich also an: „Wohin geht Eure Reise mit diesen Schafen, junger Mann?“

„In die weite Welt,“ antwortete Veit. „Weil mich im Vaterhause das Glück verließ, will ich es auswärts suchen. Diese Schafe will ich im nächsten Städtchen verkaufen, um wenigstens einiges Reisegeld zu haben.“

„Das ist freilich ein Anderes,“ sagte der Fremde. „Wenn Ihr nicht gerade Geld haben wolltet, wüßte ich Euch was Besseres zu rathen.“

„Rathet nur,“ meinte Veit, „warum sollte ich das Bessere nicht wählen?“

„Nun, so gebt mir Eure Schafe und ich überlasse Euch meine Hunde.“

„Und dann werdet Ihr mich auslachen, daß ich thöricht genug war, Eurem Rathe zu folgen. Oder sollte ich mich selbst von den Bullenbeißern aufzehren lassen? Nein, ich danke für den guten Rath, aber befolgen mag ich ihn nicht.“

„Ihr seid rasch in Euren Entschlüssen; meine Meinung aber ist: daß Ihr doch wissen solltet, was die Hunde können, ehe Ihr sie ausschlaget. Dieser schwarze heißt: „Brich;“ er bringt Euch Alles, um was Ihr ihn schicket, zerbricht das stärkste Eisen und zerreißt in einem Augenblicke fünfzig Mann. Der graue, „Reiß“ genannt, zerbricht zwar kein Eisen, aber auch er bringt Alles, was Ihr wünschet, und zerreißt hundert Mann in wenigen Sekunden. Der weiße heißt: „Obacht;“ jedes Eurer Worte versteht er, gibt auf Alles Acht, und nichts entgeht ihm von Allem, was um ihn vorgeht. Nie verlassen sie Euch, außer Ihr schicktet sie über die Grenze, woher sie nicht früher kommen können, als bis

Ihr mit dieser Pfeife sie rufet, dann sind sie aber auch gleich bei der Hand."

„Das ist wohl Alles recht schön," meinte Veit, „aber wenn sie so gute Eigenschaften haben, warum behaltet Ihr sie nicht zum eigenen Besten."

„Ich behielt sie, so lange ich sie brauchte; dies hat sich geändert, und deshalb würde ich sie gern Euch überlassen, weil ich Euch für einen ehrlichen Menschen halte. Damit Ihr aber meinen Worten Glauben schenken könnet, so machet doch den Versuch und schicket den schwarzen um ein gutes Nachtessen."

Veit befahl und Brich rannte davon, mit dem Sturmwind um die Wette eilend. Ehe wenige Augenblicke vergingen, kam Brich eben so eilends, aber nicht so leer, als er gegangen, zurück. Der Fremde setzte sich zu Veit, und es ging nun an das auf so sonderbare Weise herbeigeschaffte Nachtessen. Der Fremde warf einem jeden der Hunde ein Stück Fleisch zu und befahl Veit, dies in Zukunft bei jeder Speise zu thun und den Hunden immer zuerst von jeder zu geben. Als das Nachtessen zu Ende war, übergab Veit seine Schafe dem Fremden und erhielt von ihm die Hunde, worauf sie sich trennten.

Veit eilte nach Hause, wo er auch am folgenden Tage glücklich anlangte. Seine Schwester war ganz außer sich, als sie ihn mit den ungeheuren Hunden in das kleine Zimmer, worin sie nun wohnte, eintreten sah. „Hast Du den Verstand verloren? Wo sind die Schafe? Du hast sie doch nicht eingetauscht gegen diese unnützen Vielfraße?"

Diese Fragen glitten so schnell von ihrer geläufigen Zunge, daß Veit gar nicht zum Worte kommen konnte. Als ihm dies endlich gelang, sprach er beschwichtigend zur Schwester: „Sei doch ruhig, Schwester, die guten Thiere werden nicht unnütz viel fressen, das sollst Du gleich sehen.“ Darauf befahl er den Hunden, für Speisevorräthe zu sorgen. Brich sollte Mehl, Reiß aber Wildpret bringen. Die Schwester machte auf Veits Wort Feuer an, und ehe dies lustig zu prasseln begann, kamen Brich und Reiß mit Mehl, Hasen und Vögeln an.

Von nun an führten die Geschwister ein gemüthliches, sorgenloses Leben; denn die Hunde brachten Alles, was ihr Herr zu bringen befahl, welches sie um so leichter konnten, da ein fürstlicher Thiergarten, worin allerlei Wild in großer Menge gehegt wurde, in der Nähe sich befand. Diesem sprachen sie denn so oft zu, daß es endlich der Fürst merkte und den Jägern auf das Strengste befahl, den Thäter ausfindig zu machen. Die Jäger hielten Wache, jedoch ohne Erfolg. Endlich gab ein Jägerbursche den Rath, man möge sich gut auf den Bäumen verbergen, was auch befolgt wurde. Sie hatten nicht lange gesessen, da kam wie ein Wetterstrahl ein großer schwarzer Hund, faßte einen Hirsch am Halse, erwürgte ihn, und ehe die Jäger zur Besinnung kamen, war von Hirsch und Hund keine Spur. Dessen schämten sich die Jäger nicht wenig, und daß ihnen Aehnliches nicht mehr widerfahre, beschlossen sie, auf das Sorgfältigste zu wachen.

Ehe der Hirsch in der Hütte verzehrt ward, verging eine geraume Zeit, welche jedoch die Wachsamkeit der Jäger nicht erschlaffen machte. Da kam ein grauer Hund und that wie

früher der schwarze; die Jäger aber waren nicht mehr so unthätig wie ehedem; sie schossen und warfen auf den Hund von allen Seiten. Das alles nutzte ihnen wenig, denn die Kugeln fielen von der Haut des Hundes machtlos zur Erde, und ehe man sich's versah, rannte er davon. Doch diesmal sprang der muthigste Jägerbursche eilends vom Baume und lief dem Hunde nach, um zu sehen, wohin er das Wild schleppen werde. Er sah, wie der Hund in der Hütte Veits sich verlor, woraus er richtig schloß, daß dieser der Herr jener Hunde sein müsse, was er auch alsbald seinem Waldmeister berichtete. Dieser, ein weitläufiger Anverwandter Veits, kam noch am selben Tage in die Hütte, und nachdem er Veit die Wilddieberei verwiesen hatte, sprach er: „Der Fürst war sehr aufgebracht über die häufigen Diebereien und befahl uns, sobald wir den Thäter aufgefunden hätten, ihm denselben bekannt zu machen. Darum muß ich noch heute zu ihm, und morgen — Gutes erwartet Dich nicht, das siehst Du wohl ein, deshalb wäre mein Rath: Machet Euch Nachts auf die Füße und laufet, so weit Ihr vermöget, daß Euch der Morgen außer dem Bereiche der Macht unseres Herrn finde.“ Veit und seine Schwester befolgten den klugen Rath, nahmen das Wenige, was sie hatten, und machten sich auf den Weg in die weite Welt.

Ihre Reise glich einer Irrfahrt. Sie besuchten Städte und Dörfer, durchstrichen Wälder, gingen über Berge, und nirgends litten sie Noth, weil ihre treuen Hunde für sie sorgten. Eines Tages aber kamen sie in einen Wald, dessen Ende sie nicht erreichen konnten, und als sie voll Besorgniß einen Ausgang zu suchen begannen, verirrten sie sich so sehr,

daß sie bald gar nicht wußten, wo sie sich befanden. Hierzu kam noch der bedenkliche Umstand, daß im ganzen Walde kein Wild, ja nicht einmal ein Vogel zu sehen war, und sie daher von spärlichen Wurzeln ihr Leben fristen mußten. Dies hatte eine solche Müdigkeit Beider zur Folge, daß sie nur mühsam ihre Reise fortsetzen konnten. Da kamen sie zu einem hohen Berge, den sie umgehen mußten. Kaum waren sie auf der entgegengesetzten Seite angelangt, sahen sie eine Glasthüre, die in den Berg hineinführte. Veit öffnete; Beide traten ein und blieben nach wenigen Schritten erstaunt stehen, denn sie sahen sich in einem weiten, bequem und kostbar eingerichteten Gemache, dessen obere Decke sich kuppelförmig wölbte. In der Mitte dieser Kuppel war eine breite Oeffnung angebracht, durch welche Licht hereinfiel.

Sie hatten sich noch wenig umgesehen, da trat ihnen ein altes Weib plötzlich aus einer Seitenthüre entgegen, das sie barsch anredete: „Was wollt Ihr hier? Wie seid Ihr hereingekommen? Packet Euch alsogleich hinaus, sonst seid Ihr Kinder des Todes, denn hier kennt man kein Erbarmen.“

In diesem entscheidenden Augenblicke sammelte Veit alle seine Kräfte zu einem mächtigen Sprunge, faßte die Alte am Halse und drohte, sie zu erwürgen, wenn sie nicht unverweilt bekennen werde, wer in diesem Berge wohne. Was sollte sie thun? Die Gefahr drängte, und das Leben schien ihr ungeachtet der Runzeln ihres Gesichts doch noch zu lieb zu sein, als daß sie sich hätte entschließen sollen, demselben Lebewohl zu sagen, wo sie es mit einigen Worten erhalten konnte. Daher besann sie sich nicht allzulange, sondern ver-

sprach, Alles zu sagen, wenn ihr Leben nicht gefährdet werde. „In diesem Berge,“ begann sie dann zu erzählen, „halten sich hundert und fünfzig Räuber auf; ihr Hauptmann ist in Zauberkünsten wohl erfahren, weshalb ihm Niemand schaden kann; er aber ermordet Jeden, den das Unglück getroffen, sich in dem Walde zu verirren.“

„Ist ihre Zahl wirklich nur hundertfünfzig? fragte Veit.

„Ach, wie könnte ich lügen, sehe ich doch den Tod vor mir.“

Veit aber that der Alten nichts zu Leide, weil er sie gut brauchen konnte, um sich von ihr alle geheimen Keller und Kammern zeigen zu lassen. Alles mußte sie Veit und seiner Schwester zeigen, welche nicht wenig staunten über die ungeheure Menge Gold, Silber, Edelsteine, Waffen und kostbarer Kleidungsstücke. Veit wählte sich aus den vielen Kleidungsstücken eines, das ihn sehr gut kleidete, und die besten Waffen; dann ließ er die Schwester mit Obacht bei der Alten zurück, er selbst ging mit Brich und Reiß den Räubern entgegen.

Eine kurze Strecke Weges hinter dem Berge verbarg er sich mit seinen Hunden im Dickicht und erwartete die Räuber. Es währte nicht lange, da hörte er in der Ferne ein lärmendes Geschrei, das immer näher kam. Es waren die heimkehrenden Räuber. Veit befahl seinen Hunden, achtsam zu sein und die Räuber muthig anzugreifen. Kaum waren dieselben auf zwanzig Schritte näher gekommen, brachen die Hunde gegen sie los. Wie der Sturmwind, wenn er sich einmal Bahn gebrochen in des Waldes unentweihten Stellen, Baum auf Baum sammt den breiten Wurzeln aus der

Erde reißt, andere wie schwaches Rohr zerknickt, so ging es den Räubern; einer nach dem andern fiel todt zur Erde, nur wenige entkamen dem sicheren Tode durch die Flucht. Wen die Hunde nicht ganz zerrissen, dem gab Veit den Gnadenstoß. Und diese ganze blutige Arbeit war in wenigen Augenblicken vollbracht.

Veit und seine Hunde, die recht müde waren, ruhten nur kurze Zeit aus, während welcher Veit wohl hundertmal im Geiste jenem Freunde den wärmsten Dank abstattete, der ihm die Hunde zum Tausche für seine Schafe angeboten hatte. Hierauf gingen sie zum Berge zurück, und die Alte mußte ihnen nun das Abendessen geben, welches sie für ihre Leute bereitet hatte.

Einige Tage wollte Veit in der Räuberwohnung bleiben, dann aber seine Weiterreise antreten. Um die Zeit angenehmer hinzubringen, unternahm er Ausflüge in den weiten Wald, bei welchen die Hunde jedesmal seine Begleiter waren; theils sollten sie wo möglich die Küche mit Wild versorgen, theils ihm einen Ausweg aus dem unabsehbaren Walde suchen helfen.

Inzwischen arbeitete aber böser Verrath an seinem Verderben. Der Räuberhauptmann war nämlich nicht getödtet worden, wenn gleich seine Wunden sehr schwer waren. Als daher Veit mit seinen Hunden den Kampfplatz verlassen hatte, machte er sich mit Hilfe seiner Zauberkünste auf und schleppte sich in ein Dickicht, das nahe am Berge lag. Hier heilte er in kurzer Zeit seine Wunden, und als Veit wieder in den Wald zog, ging er in seine ehemalige Wohnung. Die Alte erschrack bei seinem Anblicke nicht wenig, bald aber

freute sie sich, weil sie hoffte, daß nun Veit, der ungebetene Gast, der ihr bereits sehr zuwider war, bald werde vertrieben werden. Die Schwester hoffte sie leicht zu gewinnen, denn diese hatte sie bisher für sich zu stimmen gewußt. Dennoch war ihr Vorhaben nicht so leicht auszuführen, als sie meinte.

„Vor Allem verbirg mich," sprach der Räuberhauptmann, „daß mich der ungebetene Gast bei seiner Rückkunft nicht finde, sonst zerreißen mich seine Hunde. Dann sorge dafür, daß er diese weit wegschicke; das Weitere überlaß mir."

„Aber wie seid Ihr nur so schnell geheilt worden, lieber Herr?" fragte die Alte.

„Etwa hundert Schritte rechts von dem Orte, wo wir angefallen wurden, steht eine hohe Tanne. Unter dieser ist ein goldener Kelch mit einer Wundersalbe vergraben, die jede Wunde heilt; ja, wäre der Leib eines Menschen in tausend Stücke getheilt, man legte sie aber zusammen und bestriche die einzelnen Theile mit dieser Salbe, alsogleich wird das Leben in den Leib zurückkehren."

Während sie auf diese Art im Vertrauen sich besprachen, schlich Obacht aufmerksam herum und merkte auf jedes ihrer Worte, ohne daß sie ihn bemerkt hätten.

Die Alte verbarg ihren Herrn und versorgte ihn reichlich mit Nahrung; dann suchte sie die Schwester Veits auf, um sie mit glatten Worten für ihre Zwecke zu bearbeiten. „Was wirst Du noch zu erdulden haben bei Deinem wunderlichen Bruder!" sprach sie. „Es würde mich nicht wundern, wenn seine Bullenbeißer endlich auch Dich zerrissen. O, ich kenne solche Ungethüme; hat ja mein ehemaliger

Herr viel und häufig von ihnen erzählt. Was den betrifft, so glaube ich es nicht, daß ihn die Hunde zerrissen haben. Er hat sich gewiß geholfen, und wider unser Vermuthen wird er einmal wie der Blitz da sein; dann aber dürfte es Euch schlecht ergehen. Darum befolge meinen wohlgemeinten Rath. Wenn Du den Bruder bereden würdest, daß er die Hunde weit wegschicke — wenn sie sich auch weit verliefen und nie mehr zurückkämen — so wird er Dich dann schwerlich mitnehmen; Du könntest hierbleiben, im Ueberflusse und besser leben, als Du je bei Deinem Bruder leben wirst. Ja, dann würde vielleicht auch Dein Bruder hierbleiben, weil er ohne seine Hunde keine Reise unternehmen kann. Thust Du, wie ich Dir rathe, so habt Ihr nichts zu fürchten, wenn auch mein Herr zurückkäme, er hätte vor den Bullenbeißern nichts zu besorgen und würde daher auch Euch kein Leid zufügen, er ist auch so böse nicht, als Ihr vielleicht meint.»

Diesen und ähnlichen Reden glaubte das arme, unerfahrene Mädchen, ließ sich bereden und versprach, Alles nach dem Willen der Alten zu thun. Als der Bruder von seinem Ausfluge nach Hause kam, stellte sie sich sehr freundlich, bat um dieses und jenes, gab vor, da fehle ihr dies, dort jenes und forderte ihn endlich auf, die Hunde abzuschicken, es zu holen, indem sie hinzusetzte: „Wozu hast Du denn die Hunde?»

Um sie endlich zu beschwichtigen, sagte Veit: „Heute haben sie sich zu sehr angestrengt, lasse sie bis zum Morgen ausruhen.»

Am folgenden Tage schickte er zuerst den schwarzen ab.

Obacht machte zwar allerlei Sprünge, gab durch Knurren und verschiedene Zeichen sein Mißfallen zu verstehen, aber Veit beachtete es nicht. Als der schwarze Brich zu lange ausblieb, schickte er den grauen Reiß ab, jenen zu holen, und auch dieser kam nicht zurück. „O die Faullenzer! Ist's denn gar so weit in die Stadt? Oder rasten sie auf dem Wege? Obacht, schnell ihnen entgegen!"

Was sollte Obacht thun? Gehorchen mußte er; so lief er denn aus allen Kräften und kam bald zur Gränze, wo Brich und Reiß saßen, traurig und besorgt darüber, daß sie ihr Herr so weit weggeschickt habe.

„Wehe, wehe! Unsern Herrn will man ermorden, und wir dürfen ihm nicht beistehen, wenn er uns uns nicht ruft;" rief er schon von ferne den Zweien zu und erzählte ihnen Alles, was er im Berge gehört hatte.

Nachdem Veit die Hunde weggeschickt hatte, setzte er sich zu Tische und ließ sich Speisen bringen. Auf diesen Augenblick wartete der Räuberhauptmann. Prächtig gekleidet trat er ein.

„Hab' ich Dich endlich, Du Mörder meiner Leute? mache Dich bereit, Deine Todesstunde hat geschlagen."

Veit erschrak so heftig bei diesen Worten, daß es ihm war, als ob ein scharfes Schwert sein Herz durchbohren möchte, was seine Hand unwillkürlich an jene Seite führte. Dies eben ward ihm zur Rettung, denn er fühlte die Pfeife, die er mit den Hunden zugleich eingetauscht hatte, an einer Schnur an seiner Brust hängen, und schnell gefaßt sprach er: „Heute mir, morgen Dir! Wer kann dem Unglück gebieten, wenn es mit Blitzesschnelle über ihn hereinbricht? Dem

Verurtheilten pflegt man aber, ehe das Urtheil vollzogen wird, eine Gnade zu gewähren, daher hoffe ich, daß Ihr Gleiches an mir thun werdet.“

„Es sei, doch darf's nicht allzulange währen.“

„Als ich, ein kleiner Knabe, die Heerden meines Vaters weidete, pfiff ich auf dieser Pfeife so manches lustige Lied; so will ich denn auch vor meinem Lebensende zum letzten Male ein Gleiches thun.“ Während er diese Worte sprach, zog er die Pfeife hervor, trat schnell zur Thür, öffnete sie, und that drei gellende Pfiffe, die weithin wiederhallten. Der Räuber sprang sogleich auf, ergriff die Waffen und wollte auf Veit eindringen, da waren aber auch schon die Hunde da, und in wenigen Sekunden war der Räuberhauptmann in viele tausend Stücke gerissen. Ein Gleiches geschah dem alten Weibe. Der Schwester zürnte Veit sehr, weil er daraus, daß sie ihn die Hunde wegzuschicken beredet, schloß, sie sei mit der Alten im Einverständnisse gewesen. „Weil Du so wenig aufrichtig bist,“ sprach er zu ihr, „so magst Du hier bleiben, ich aber werde weiter ziehen.“ Vergebens bat sie, vergebens gab sie, unter häufigen Thränen, die Versicherung, nimmer einer solchen Falschheit sich schuldig zu machen; Veit war nicht zu erweichen. Nachdem er für sie Vorräthe auf ein ganzes Jahr herbeigeschafft hatte, verließ er sie, und zog mit seinen Hunden zum zweiten Male in die weite Welt.

Lange, lange zog er von Land zu Land, bis er im fünfundsiebzigsten Reiche, weit, weit hinter dem schwarzen Meere, zu einer Stadt kam, die seine Neugierde im höchsten Grade spannte. Die ganze Stadt war nämlich, von einem Thore zum andern, mit schwarzem Tuch behangen. Begierig, zu

erfahren, was dieses zu bedeuten habe, beeilte er sich, irgendwo Unterkommen zu finden. Kaum war ihm das gelungen, fragte er seinen Wirth um die Ursache der allgemeinen Trauer.

„Ach, lieber Herr," sprach dieser, „das ist eine gar traurige Geschichte. Vor mehreren Jahren kam in unser Land ein ungeheurer Drache geflogen, Niemand wußte woher, und sogleich fing er an das Land zu verheeren. Dutzendweise verschwanden Kinder und Schafe aus den Heerden der Hirten, bald aber genügte dieses nicht, die nachfolgende größere Plage abzuwenden. Der Drache blieb seit geraumer Zeit in seinem Schlupfwinkel liegen; Alles freute sich, und schon hoffte man, der Drache sei todt und das Land frei, als das Eintreffen der Pest, welche die Menschen zu Tausenden dahinraffte, eine schreckliche Enttäuschung herbeiführte. Die berühmtesten Aerzte wurden befragt und erklärten einstimmig den widerlichen Geruch und die tödtliche Ausdünstung des Drachen für die Ursache der Pest. Man führte dem Drachen das auserlesenste Vieh zu; Alles vergebens, er nahm nichts, und die Pest dauerte fort. Da begab sich endlich der König auf die Reise zu einem berühmten Zauberer, den er durch die ansehnlichsten Geschenke zur Angabe eines Hülfsmittels zu bewegen hoffte. Doch was mußte der arme Vater hören! „Nicht früher wird das Land der Plage ledig, als bis der König die einzige Tochter dem Drachen zur Speise wird vorgelegt haben oder das Land zur Wüste geworden ist," so lautete der Bescheid. So furchtbaren Todes wollte der gebeugte Vater sein einziges, geliebtes Kind nicht sterben lassen, bis die Prinzessin selbst,

da sich das Volk empörte, zu der furchtbaren Todesart sich bereit erklärte, um nur das Land von dem Ungethüme zu befreien. Der König ließ öffentlich ausrufen, er wolle mit der Hand der Prinzessin die Hälfte seines Reiches demjenigen geben, der sie vor dem schrecklichen Tode bewahren würde; aber bisher kam Niemand, der unter solcher Bedingung den Purpur um seine Schultern legen wollte. Und doch ist die Prinzessin eines Kampfes werth; so gut wie ein Engel, und schön wie eine Rose ist sie, und heute soll sie dem Unthiere zur Speise dienen; es ist schauderhaft."

„Wo hält sich denn das Ungeheuer auf?" fragte Veit; „ich will hingehen, um es zu sehen, vorerst aber sorget dafür, daß meine Hunde Nahrung bekommen und sich stärken."

Der Wirth versprach zu thun, wie ihm befohlen worden, und Veit ging in das ihm angewiesene Zimmer, um seine Kleider zu wechseln und Waffen zu holen; denn Beides hatte er aus der Räuberwohnung mitgenommen. Als er zurückkam, sah ihn der Wirth wohlgefällig an und meinte, daß er in der kostbaren Kleidung, das scharfe Schwert an seiner Seite, wie ein Königssohn aussehe.

Veit ließ sich den Weg zeigen und ging an jenen Ort, wo die Prinzessin von dem Drachen sollte verschlungen werden. Bald nach ihm kam auch die Prinzessin, geführt von ihren Eltern und begleitet von einer unzähligen Menge Volks. Als sie auf den wohlbekannten Ort kamen, nahmen sie unter heißen Thränen Abschied von ihr und kehrten halb bewußtlos nach der Stadt zurück, die Prinzessin aber ließ sich eine kurze Strecke weiter fahren, dann stieg sie aus dem Wagen und schickte ihn zurück.

Nun trat Veit, der abseits gestanden und zugesehen hatte, hervor, näherte sich der Prinzessin und sprach: „Fürchtet Euch nicht, edle Jungfrau, Ihr werdet nicht sterben, meine treuen Hunde und mein gutes Schwert werden Euch erretten.“

Die tief gebeugte Prinzessin, die bereits jede Hoffnung aufgegeben hatte, wollte sich bei diesen Worten zu seinen Füßen werfen, er ließ es aber nicht geschehen, faßte ihre Hand und führte sie den Berg hinab, damit sie ihm während des Kampfes nicht hinderlich wäre.

Hierauf stieg Veit wieder den Berg hinan und erwartete den Drachen, der in kurzer Zeit seine Ankunft ankündigte. Der ganze Berg erbebte, und aus seinem Innern vernahm man ein furchtbares Gebrüll und Zischen; bald öffnete sich der Berg, und ein Drachenkopf kam zum Vorschein. Es war ein furchtbarer Anblick, Veit standen die Haare zu Berge; er erschrack aber noch mehr, als bald ein zweiter, dann ein dritter, und so nach und nach neun Drachenköpfe hervorkamen. Wie feurige Kugeln rollten die Augen in denselben und die Zungen bewegten sich in den geöffneten Rachen wie feurige Schwerter, bis sich endlich die ganze Wucht des Ungeheuers herauswälzte. Veit hätte wohl lieber einen Kampf mit zweihundert Räubern begonnen, als mit diesem Höllenungeheuer, aber da half kein Gern und kein Ungern, er hatte der Prinzessin Rettung versprochen, jetzt galt es, sein Wort zu lösen. Er hetzte daher die Hunde gegen den Drachen, der sich gegen ihren Angriff wüthend vertheidigte und desto wüthender sich zur Wehr setzte, als ihm die Hunde einen, dann den zweiten und endlich auch den dritten Kopf

abgerissen hatten. Da setzten die noch übrig gebliebenen sechs Köpfe mit solcher Macht und Wuth den Kampf fort, daß Veit es für nöthig erachtete, seinen treuen, aber bereits ermüdeten Hunden beizustehen, damit sie in dem Kampfe, wenn er sich in die Länge zöge, nicht unterlägen. Er faßte sein gutes Schwert und hieb mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft auf den Drachen ein, die Hunde rissen und bissen, bis die scheußliche Gestalt endlich todt liegen blieb. Freilich hatten die wackern Kämpfer manche Brandwunde aufzuweisen, das ließ sich aber alles gut machen. Veit schnitt die Zunge aus jedem einzelnen Kopfe, steckte sie zu sich und begab sich dann zur Prinzessin, die unter Furcht und Angst die Entscheidung ihres Looses, unter einem Baume sitzend, abwartete.

Sie hatte den Schleier zurückgeworfen, und als nun Veit zu ihr herantrat, gestand er sich selbst, daß er noch kein anmuthigeres Mädchengesicht gesehen habe.

„Wie soll ich Euch danken, mein edler Retter! Wie Euch meine Dankbarkeit bezeugen?"

„Euer Anblick ist schon Belohnung, Anderes verlange ich nicht, außer daß Ihr meiner nicht vergesset, und mir ein Angedenken dieser Stunde gebet."

„Ein Angedenken?" fragte die erschrockene Prinzessin, „wollet Ihr denn bei uns nicht bleiben? Ihr wißt doch, daß Euch mein Vater nach Verdienst lohnen könnte?"

„Ihr ehret mich über mein Verdienst, edle Jungfrau! Wohl würde ich mit Freuden die Belohnung, welche Eurem Retter versprochen war, in Empfang nehmen, aber ich darf nicht, weil mich ein gethanes Gelübde bindet. Ist aber Euer

Herz noch frei und könntet Ihr mich lieben, so wartet bis über's Jahr und einen Tag. Bin ich nach Verlauf dieser Frist nicht gekommen, seid Ihr Eures Wortes entbunden. Zum Andenken gebt mir die Hälfte Eures Schleiers; wer immer sie Euch bringt, dem glaubet."

Mit thränendem Auge versprach die Fürstin, Alles nach seinem Wunsche zu thun; dann nahm sie den Schleier von ihrem Haupte und theilte ihn in zwei Hälften, von denen sie eine behielt, die andere ihrem Retter gab. Hierauf trennten sie sich.

Als die Prinzessin aus seinen Augen verschwunden war, fing es Veit zu bereuen an, daß er ihr nicht gefolgt war: denn ihn band kein Gelübde, er wollte nur so, wie er jetzt war, vor dem Könige nicht erscheinen. Erst, wenn er die Welt gesehen, Erfahrungen gesammelt und was einem zukünftigen Herrscher von Nutzen sein könnte, gelernt hätte, erst dann wollte er vor den König treten, um die Hand seiner schönen Tochter anzusprechen. Deshalb trat er den Rückweg nach der Stadt unverweilt an; doch erzählte er dort natürlich kein Wörtchen von seiner Heldenthat, sondern packte seine Sachen und übergab sie dem Wirthe mit der Bitte, sie aufzubewahren, bis er binnen Jahr und Tag käme, sie abzuholen; dann verließ er die Stadt.

Inzwischen erging es der Fürstin sehr übel. Auf dem Rückwege zur Stadt mußte sie durch ein kleines Wäldchen gehen, wo sie den Wagen, in welchem sie hierher gefahren war, noch antraf, denn der Kutscher, ein vorwitziger, kecker Geselle, hätte gar zu gern gesehen, wie es der Prinzessin ergehen werde, und ließ sich durch nichts bewegen, den gefähr-

lichen Posten zu verlassen. Im schlimmsten Falle, dachte er, will ich schon meine Rosse ganz gehörig antreiben, um durch schnelle Flucht dem Ungeheuer zu entgehen. So sah er denn, wie Veit die Fürstin befreite. Als aber jener die Prinzessin verließ, und sie allein zurückkehrte, konnte sich dies das Kutschergenie nicht zusammenreimen. Um sich die nöthige Aufklärung sobald als möglich zu verschaffen, verließ er seinen Sitz und eilte seiner Herrin entgegen, faßte ihre Hand und bedeckte sie mit glühenden Küssen, wobei er fragte, warum ihr Retter sie nicht begleite.

„Ach, der edle Mann darf nicht mit mir gehen, weil er ein Gelübde gethan, welches er nicht brechen will.“

Bei diesen Worten lispelte Satan einige Worte in des Kutschers Ohr, und dieser war ganz der Mann, den höllischen Rath zu befolgen. Schnell zog er ein blankes Messer hervor, ergriff die Prinzessin und rief ihr gebieterisch zu: „Schwöre mir, daß Du Jedem sagen wollest, ich habe Dich befreit, indem ich den Drachen mittelst eines Baumastes erlegte: wenn nicht — so ist Deine Lebensuhr abgelaufen.“

Die Prinzessin war vor Schrecken ganz außer sich; als sie etwas zur Besinnung kam, sagte sie zu sich selbst: „So wunderbar bin ich dem gewissen Tode entgangen und nun soll ich hier mein Leben enden? Nein, ich will thun, wie der Schändliche verlangt, vielleicht errettet mich die Zukunft auch von diesem Ungeheuer.“ Und sie versprach, ganz nach seinem Wunsche zu reden, worauf er sie in den Wagen hob und im Galopp der Residenz zuführte.

In der Stadt wurden sie mit den lautesten Freudenbezeigungen begrüßt, und mit Blitzesschnelle verbreitete sich die

freudige Nachricht durch die weite Residenzstadt, daß die Fürstin erhalten worden. Dies veranlaßte die freudig erstaunten Eltern, der Prinzessin, ihrer geliebten Tochter, entgegenzueilen. Natürlich fragten sie zuerst, wer sie vom Tode errettet, worauf sie, ihrem Versprechen gemäß, dadurch antwortete, daß sie auf den Kutscher wies. Freilich schüttelten Viele ungläubig den Kopf, doch die Prinzessin gab ihn als ihren Retter an, und sie mußten es glauben. Der König ließ den ehemaligen Kutscher als den Bräutigam und künftigen Gemahl seiner Tochter und als Mitregenten im ganzen Reiche ausrufen.

Wie der armen Prinzessin bei alle dem zu Muthe war, kann sich Jedermann leicht denken. Doch was sollte sie thun? Veit war nicht zugegen, und darum schwieg sie. Die einzige Bedingung machte sie, daß die feierliche Vermählung erst nach Verlauf eines Jahres und Tages stattfinden dürfe, worein die Eltern gerne willigten, weil sie noch sehr jung war. Der Bräutigam hätte gegen die Bedingung der Prinzessin wohl viele Einwendungen gemacht, wenn ihm Veits Versprechen, binnen Jahr und Tag zurückzukommen, bekannt gewesen wäre, dies war aber nicht der Fall und darum schwieg er und freute sich des so leicht gewonnenen Ansehens. Dieses Ansehen und seine jetzige hohe Stellung machte er aber bei jeder Gelegenheit, und eben nicht immer auf die schicklichste Weise, geltend, so daß bald alle Bewohner der Residenz die Prinzessin aufrichtig bedauerten, daß sie einem so aufgeblasenen und gemeinen Thoren vermählt werden sollte. Sie selbst mied jede Gelegenheit,

wo sie mit ihm hätte zusammenkommen können, und lebte daher meist in gänzlicher Abgeschiedenheit.

Veit zog indessen von Land zu Land, Hülfe und Wohlthaten spendend; hier half er Diesem, dort Jenem, wodurch sein Name bald geachtet und berühmt, er selbst aber überall gern gesehen wurde. Am willkommensten war er Fürsten und Königen, denen er häufig in Kriegen mit seinen Hunden half; daher trachtete jeder von ihnen, seine ausgiebige Hülfe sich dadurch zu sichern, daß er ihn durch mannigfache Gunstbezeigungen an seinen Hof zu fesseln strebte. Aber Keinem gelang es; Veit blieb überall nur eine kurze Zeit und zog dann weiter. So neigte sich das Jahr zu Ende, und Veit war viele hundert Meilen von seiner Braut entfernt. Daher miethete er ein Schiff, um über's Meer zu segeln. Er war jetzt nicht mehr allein mit seinen Hunden, sondern hatte eine zahlreiche Dienerschaft und viele kostbare Sachen, die er von Königen und Fürsten als Geschenk erhalten hatte.

Nach einer langen Fahrt kamen sie zu einer Halbinsel, wo die Schiffer eine kurze Zeit ausruhen wollten. Dies benutzte Veit und stieg mit seinen treuen Begleitern ans Land, um es zu besehen. Da sah er auf einem Baume eine glänzend weiße Taube.

„Ei, wie kommst Du hierher aus dem Lande meiner Sehnsucht?“ fragte Veit überrascht, und als ob die Taube seine Worte verstanden hätte, flog sie vom Baume herunter, setzte sich auf seine Schulter und pickte schmeichelnd in seine Wangen. „Könntest Du mir doch lieber sagen, was es Neues giebt in meiner Heimath und was meine Geliebte macht?“

„Sie feiert in drei Tagen ihre Vermählung und harret sehnsuchtsvoll Deiner!“ lispelte die Taube leise.

Verwundert über die sonderbare Taube, blieb Veit stehen, fragte sie aber bald wieder, wer ihr Bräutigam sei, wonach das Täubchen Alles erzählte, was sich mit der Prinzessin zugetragen.

Nun erst bereuete Veit seine Eitelkeit. „Wer wird sie nun erretten?“ fragte er traurig; „ich bin fern, und wenn auch drei Tage verfließen, bin ich noch immer nicht dort.“

„Wie, wenn die Vermählung um neue drei Tage verschoben würde?“ sagte das Täubchen.

„Aber wer wird es ihr sagen?“ fragte Veit nachdenkend; da stand aber auch schon Obacht bei ihm, und drehte sich schmeichelnd um seinen Herrn, als ob er seinen Dienst anbieten möchte. „Siehe, Du treuer Gefährte! Deiner habe ich nicht gedacht.“ Nach diesen Worten nahm Veit die Hälfte des Schleiers, den er von der Prinzessin erhalten hatte, befestigte ihn an dem Halse des klugen Obacht und sagte: „Wem Du dieses übergeben sollst, weißt Du, nun aber merke wohl auf: Sollte dennoch am dritten Tage die Vermählung gefeiert werden, zerreiße den Bräutigam und dann erwarte mich dort.“

Kaum waren diese Worte gesprochen, rannte Obacht über Berg und Thal. Veit sah sich nach dem Täubchen um, aber auch dieses war verschwunden; daher kehrte er schnell zum Schiffe zurück, wo er den Schiffern eine große Summe Geldes versprach, wenn er längstens bis zum sechsten Tage dort wäre, wo seine Geliebte wohne. Die Schiffer ver-

sprachen, sein Begehren zu erfüllen; der Wind war günstig, und so segelten sie munter fort.

Wie ging es inzwischen der Prinzessin? Als das Jahr zu Ende ging, drang der Bräutigam auf baldige Vermählung, und selbst der König unterstützte ihn, weil, wie sie sagten, die Frist, welche sich die Prinzessin selbst gesetzt, bald abgelaufen sein werde. Dagegen ließ sich nichts einwenden, und die arme Braut mußte gegen ihren Wunsch und Willen die Zustimmung geben. So lud man denn Gäste und machte Vorbereitungen zu einem Gastmahle, an welchem mehrere tausend Gäste Theil nehmen, und wobei die Lustbarkeiten und Feste wochenlang dauern sollten. Am Hochzeitsmorgen, als eben die Prinzessin ihre Dienerinnen rufen wollte, um sich ankleiden zu lassen, kam plötzlich wie ein Gedanke ein weißer Hund in ihr Gemach und legte sich zu ihren Füßen. Im ersten Erschrecken darüber wollte sie die Dienerschaft herbeirufen, als sie noch zeitlich genug den weißen Schleier an seinem Halse bemerkte und auch sogleich erkannte. Dabei erinnerte sie sich an die Worte Veit's, sie möge dem glauben, der ihr das Andenken bringen werde, sei es wer immer.

„Ach, er ist todt!“ seufzte sie; Obacht schmiegte sich aber freundlich an sie und schüttelte mit dem Kopfe, bis die Prinzessin darauf aufmerksam wurde.

„Ist er nicht todt? Ist er vielleicht hier?“

Obacht schüttelte abermals mit dem Kopfe.

„Wird er vielleicht kommen?“

Da sprang Obacht munter herum.



„O, wenn ich nur wüßte, wann er kommt! Doch gleich viel, die Vermählung muß verschoben werden.“ Sie rief die Kammerfrau und befahl ihr den Arzt zu holen, da sie krank sei und die Vermählung daher nicht gefeiert werden könne; dann begab sie sich, um ihren Worten mehr Glauben zu verschaffen, in ihr Schlafzimmer. Der herbeigerufene Arzt, ein alter, mit Leib und Seele ihr ergebener Mann, hatte schon lange bemerkt, daß sie dem Bräutigam nicht gewogen sei, daher überraschte es ihn keineswegs, als ihn nun die Prinzessin bat zu sagen, daß sie krank sei und frühestens am dritten Tage das Bette verlassen könne. Der Arzt versprach, nach ihrem Wunsche zu thun, welches Versprechen er auch sogleich ausführte, da eben die Königin eintrat. Man hatte ihr gesagt, die Prinzessin sei sehr schwach, ja gefährlich krank; dies bestätigte auch der Arzt und beschwor die Mutter, dahin zu wirken, daß die Vermählung aufgeschoben werde. Als er schließlich bemerkte, daß das Leben der Prinzessin gefährdet sei, wenn sie heute das Zimmer verlassen müsse, eilte die Königin sogleich zu ihrem Gemahl und be-

wog ihn, es öffentlich bekannt zu geben, daß die Vermählung erst am dritten Tage stattfinden werde.

So hatte die Prinzessin durch ihre List abermals eine kurze Frist errungen. Obacht blieb treu an ihrer Seite, was natürlich zu der Frage Veranlassung gab, woher wohl der Hund gekommen wäre? Hierauf gab jedoch der Arzt die Antwort, er hätte ihn der Prinzessin geschenkt, weil sie unlängst den Wunsch geäußert, einen solchen Hund zu besitzen.

Die listig errungene Frist ging indessen zu Ende, und Veit war noch immer nicht gekommen. Schon stand die Prinzessin kostbar geschmückt am dritten Tage in ihren Gemächern und wartete, bis man sie zur Tafel, welche vor der Vermählung stattfinden sollte, abholen werde. Von Angst gepeinigt, schickte sie endlich Obacht aus, um zu sehen, ob nicht sein Herr bereits gekommen wäre.

Obacht lief zuerst in die ehemalige Wohnung seines Herrn und kam eben an, als dieser mit seinen Dienern zum Hofe sich begeben wollte.

„Willkommen, Du treues Thier, wie ging es Dir? was macht meine Fürstin?“ fragte ihn Veit. Und Obacht sah ihn so vernünftig an, als ob er auf alle Fragen antworten wollte, dabei machte er so lustige Sprünge, und lief immer einige Schritte vorwärts, daß endlich Veit erkannte, es wäre Zeit, in's Schloß sich zu begeben. Er bestieg daher sein Roß und ritt, von einigen seiner Diener begleitet, in das Schloß. Haufenweise blieben die Menschen auf den Gassen stehen und sahen dem kleinen, aber prachtvoll geschmückten

Zuge nach. Vor Allem aber zog Veit durch seine edle Haltung und unerschrockene Miene die Blicke Aller auf sich.

Im Schlosse hatte das Gastmahl bereits begonnen. In unabsehbaren Reihen saßen die Gäste in dem riesengroßen Speisesaale. Alles war heiter und sprach den aufgetragenen Speisen und vortrefflichen Weinen wacker zu; nur die Prinzessin berührte keine Speise, kostete keinen Wein, wohl aber hatte sie den Blick zur Eingangsthüre gerichtet, ob der Ersehnte nicht komme. Da trat ein Diener zum Könige und meldete, aus weiter Ferne sei ein Gast angekommen, welchen es sehr verlange, mit dem Könige zu sprechen.

„Er wird mir willkommen sein, wenn er eintritt, um Theil zu nehmen an unserm Freudenmahle," antwortete der König. Der Diener entfernte sich und öffnete nach kurzem Ausbleiben dem Fremden die Thüre. Die Prinzessin hätte in dem äußerst kostbaren Anzuge und dem würdevollen Benehmen ihren Retter kaum erkannt, wenn nicht die Hunde bei ihm gewesen wären. Der König stand auf, ging dem Gaste entgegen, und wies ihm neben der Braut einen Platz an, wofür ihm zwei Herzen dankten.

Das Augenmerk der ganzen Gesellschaft wendete sich nun auf Veit; man fragte ihn, was es in fremden Landen Neues gäbe, worauf er mit gewandter Zunge und edler Sprache Manches erzählte, was der Gäste Heiterkeit vermehrte. Endlich wendete er sich an den König selbst und sprach: „Vor einem Jahre trug sich in einem Lande eine ungewöhnliche Begebenheit zu, die ich jedoch nicht gerne hier öffentlich erzählen möchte; wenn es aber Eure königliche Majestät" —

„Erzählet nur, es sei was immer!“ ermunterte ihn der König.

„Die Geschichte handelt von einem Diener, der seines Herrn Zuneigung und Liebe im vollsten Maße genoß, diese aber dazu mißbrauchte, ihn und seine Familie zu betrügen. Hinterlistigerweise wollte er sie Alle in's Unglück stürzen, und hätte seine Schandthat auch gewiß ausgeführt, wenn nicht des Allmächtigen Hand sie beschützt hätte. Bevor ich jedoch beginne, erlaubet mir eine Frage: Wenn dies Einem aus Euch geschehen wäre, was würdet Ihr einem solchen Diener thun?“

„Wäre es mein Diener, würde ich den Schandbuben viertheilen lassen,“ war des Bräutigams schnelle Antwort.

„Du sprachst Dein eigenes Todesurtheil!“ rief Veit und stand vom Tische auf. „Du bist der Schandbube, der die Familie seines königlichen Herrn unglücklich machen wollte.“

Bei diesen Worten Veit's waren alle Anwesenden aufgestanden, drängten sich zu ihm und forderten Aufklärung; der Bräutigam aber zitterte wie Espenlaub. Er kannte Veit nicht, weil er ihn nie, auch damals, als er von der Fürstin Abschied nahm, nicht gesehen hatte; die Hunde jedoch waren ihm so unbekannt nicht, diese hatte er im Walde erblickt. Als Veit in den Saal eingetreten war, beachtete der selige Bräutigam, im Taumel seiner Freude, die Begleiter des angekommenen Gastes nicht, nun aber diese sich vordrängten, tauchte die schreckliche Vermuthung in ihm auf, wer der Fremdling sein dürfte.

Veit erzählte nun, wie sich Alles zugetragen, und als er

geendet hatte, zog er die Hälfte des Schleiers, welche ihm die Prinzessin durch Obacht zurückgeschickt hatte, und die Zungen aus den Drachenköpfen hervor und sprach: „Damit Ihr Euch von der Wahrheit meiner Worte überzeugen könnet, möge die Prinzessin ihre zweite Hälfte holen."

Die Prinzessin that dies unverweilt, und siehe, die beiden Hälften paßten genau zusammen. Dann brachte man auf Veit's Verlangen die Drachenköpfe, welche der König als Andenken der furchtbaren Plage aufbewahren ließ, man öffnete die Köpfe und — alle Zungen fehlten. Nun fing man an zu glauben, daß der verwegene Kutscher des Betruges schuldig sei. Als aber die Prinzessin von seinem schändlichen Benehmen zu erzählen begann, drang man insgesammt auf Bestrafung des Betrügers. Daher befahl der König, daß er mittelst vier Ochsen geviertheilt werde. Die Prinzessin und selbst Veit baten für ihn, jedoch vergebens, und so erlitt der Bösewicht, indem der König zur Milde sich nicht stimmen ließ, den Tod auf eben jene Art, die er selbst angegeben hatte.

Am folgenden Tage wurde die Vermählung Veit's und der Prinzessin gefeiert, und zwar so festlich, daß die ältesten Leute sich nicht erinnerten, ein ähnliches Fest in der Residenz gesehen zu haben. Sie waren glücklich. Veit erwarb sich in kurzer Zeit die Liebe des Königs und der Königin, die Unterthanen aber verehrten ihn; denn er war freundlich wie ein Vater und gütig wie eine Mutter.

Nach kurzer Zeit, als ihm der König, sein Schwiegervater, die Regierung übergeben hatte, ging er einmal im

Garten spazieren, da sah er wieder jene Taube, die ihm auf der Halbinsel das Schicksal seiner jetzigen Gemahlin bekannt gegeben hatte. „Siehe da," sagte Veit und ging dem Baume näher, auf welchem die Taube saß, „woher kommst Du, wo warest Du, mein liebes Täubchen?"

„Bei Deiner Schwester, König!" antwortete die Taube, „sie ist krank und wird bald sterben; aber Du könntest sie gesund machen, wenn Du sie besuchen wolltest." Nach diesen Worten verschwand die Taube.

Veit dachte wohl oft an seine Schwester, konnte aber nie vergessen, daß sie so falsch gegen ihn gehandelt hatte; da er nun von ihrer Krankheit hörte, vergaß er Alles und faßte den Vorsatz, sie möglichst bald abzuholen. Unverzüglich ging er in's Schloß und sagte seiner Gemahlin, daß seine Schwester krank sei. Seine Gemahlin wußte bisher keine Sylbe von seiner Schwester, und als er ihr nun von ihr erzählte, verwies sie es ihm, daß er sie so lange in drückender Einsamkeit gelassen, und machte selbst in größter Eile Anstalten zur baldigen Abreise des Königs.

Mit seinen treuen Hunden und einigen Dienern trat der König die Reise an und erreichte glücklich den Aufenthaltsort seiner Schwester. Mit unaussprechlicher Freude begrüßte sie den Bruder, als sie hörte, daß er ihr vergeben habe, ja sie sogar an seinen Hof nehmen wolle. Die Krankheit wich von ihr, und man machte Anstalten zur Abreise, die nicht viel Zeit in Anspruch nahmen. Gold, Silber, Edelsteine und andere Kostbarkeiten nahm man, so viel man konnte, dann ließ der König Steine herbeischaffen und den Eingang

so künstlich vermachen, daß man nicht mehr erkennen konnte, wo ehemals der Eingang in die Räuberwohnung gewesen. Als dieses geschehen war, traten Alle die Rückreise nach der Residenz an.

Die Königin begrüßte die Schwester ihres Gemahls auf das freundlichste, und führte sie sogleich in die für sie kostbar zubereiteten Zimmer ein, damit sie sich von der Reise erholen könnte. Die also geehrte Schwester konnte kaum Worte genug finden, um, wie sie sagte, ihre dankbaren Gefühle gehörig auszudrücken. Aber von diesen dankbaren Gefühlen wußte ihr Herz nichts. Sie war nicht so gut wie Veit und hatte es diesem noch immer nicht vergessen, daß er sie früher von sich gestoßen hatte. Ihr Haß dachte auf Mittel, den König, ihren Bruder, zu verderben.

Zu diesem Zwecke gewann sie bald durch Geld ein williges Werkzeug an einer ihrer Dienerinnen, und nur noch über die Art des Todes dachte sie nach. Endlich beschloß sie, ein langes Messer verfertigen zu lassen, dieses in das Bett mit aufwärts gekehrter Spitze zu befestigen, damit der König, wenn er zur Ruhe ginge, durchbohrt würde.

Obacht, der treue Wächter, hatte die Absicht der Schwester und ihre Maßregeln bald ausgekundschaftet und hinterbrachte sie seinen vierfüßigen Brüdern: „Diesmal steht es schlimm mit unserm Herrn," sagte er zu ihnen, „wenn wir ihn nur warnen könnten, aber auf welche Art? Wir lassen ihn nicht zu Bette gehen, oder wir ziehen das Messer aus der Bettstätte und brechen es in tausend Stücke." Der zweite Rath wurde angenommen, kam aber leider nicht zur

Ausführung. Am folgenden Tage war große Jagd, alle drei mußten mit dem Herrn gehen und kamen erst spät Nachts im Schlosse wieder an. Als sich der König zur Ruhe begeben wollte, ließen ihn die Hunde nicht zu Bette gehen. Der König gerieth hierüber in Zorn und rief ihnen zu: „Seid ihr denn närrisch geworden? Ich bin müde wie noch nie, will ausruhen und soll nicht zu Bette gehen?" Nach diesen Worten schob er die Hunde bei Seite, sprang in's Bette und — gab keinen Laut mehr von sich.

Traurig standen die Hunde herum und wußten sich nicht zu rathen. Sie nahmen den Leib ihres Herrn, legten ihn sanft auf weiche Teppiche, rissen das Messer heraus und Brich zerbrach es in tausend Stücke. Damit aber war nicht geholfen. Da zeigte Obacht abermals seine Weisheit.

„Brüder," rief er, „erinnert euch an des Räuberhauptmanns Wundersalbe! Die müssen wir holen. Brich bleibt hier, Reiß aber wird mit mir gehen." Kaum war das gesprochen, flogen die Beiden auch schon durch die Gassen der Residenz und der hohen Tanne zu. Als sie dort ankamen, riß der starke Reiß die Tanne sammt den Wurzeln aus der Erde, worauf Beide so lange in der Erde scharrten, bis der Kelch gefunden war. Mit diesem verschwanden sie eben so schnell, als sie gekommen waren. Brich erwartete sie in großer Angst da kamen sie, öffneten den Kelch und; nachdem sie die Wunde mit ihren Zungen ausgeleckt, nahmen sie die Wundersalbe, bestrichen damit die Wunde und — alsbald öffnete ihr Herr die Augen, ja in wenigen Augenblicken stand er wieder frisch und gesund auf. Verwundert blickte er um sich; da lag das zerbrochene Messer und der

goldene Kelch mit der Wundersalbe, dort die blutgetränkte zerrissene Bettstätte. Dieser Anblick führte seine Gedanken alle auf denselben Punkt der Rückerinnerung hin, und er erkannte, daß dieses furchtbare Spiel seinem Leben galt. Aber wer trug die Schuld? Die Hunde mußten es wissen, sie hatten ihn ja gewarnt. „Wisset ihr, wer mir diese Ruhestätte bereitet hat?" fragte er sie. Alsogleich kam Obacht und schien mit dem Kopfe bejahend zu nicken.

„Brich und Reiß! machet euch auf und zerreißet den Bösewicht, wer er auch sei!"

Freudig eilten die Hunde davon, drangen durch mehrere Zimmer und kamen endlich in das Gemach der Schwester des Königs und ihrer Vertrauten, die sie Beide herauszogen und in tausend Stücke zerrissen. Früh Morgens sahen die Diener, was geschehen war, und brachten dem Könige Nachricht von dem traurigen Vorfalle. Er erschrak heftig; das Einzige beruhigte ihn, daß er wußte, seiner Schwester sei gewiß kein Unrecht geschehen, dennoch konnte er sich einer sehr traurigen Stimmung, die ihn unwillkürlich befiel, nicht erwehren. Um sich zu zerstreuen, ging er in den Garten und die drei Hunde ihm auf der Ferse nach. Auch sie waren traurig und drehten sich unabläßig um ihren Herrn, als ob sie ihm etwas zu sagen hätten, bis sie endlich der König fragte: „Was wollt ihr denn?"

„Lieber Herr," sprach Obacht, wodurch der König ganz betäubt ward, „viel des Guten haben wir Dir gethan, so wie Du uns stets ein guter Herr gewesen bist, aber einen Dienst mußt Du uns noch erweisen, es soll der letzte sein und uns befreien."

„Was soll es sein?"

„Du mußt uns allen Dreien die Köpfe abhauen."

„Nein, nein, das verlangt von mir nicht, wie könnte ich so Etwas thun?"

„Willst Du uns also nicht befreien?"

„Und kann es auf keine andere Art geschehen?"

„Nein. Wir Drei sind Brüder aus einem fürstlichen Geschlechte. Diesen Zweien gab die Natur Stärke, mir Weisheit; weil wir aber unsere guten Anlagen und Kräfte zum Bösen, zum Verderben der Menschheit mißbrauchten, strafte uns die Hand der ewigen Gerechtigkeit dadurch, daß wir plötzlich starben und unsere Seelen in die Leiber dreier Hunde übergingen. Was uns die Natur gegeben als Menschen, sollte uns auch in unserer Umwandlung bleiben. Darum sind jene zwei stark, ich dagegen klug. Drei guten Menschen sollten wir helfen, ein dreifaches Uebel von der Welt vertilgen, uns aber der, welchem wir die meisten Wohlthaten erwiesen, die Köpfe abhauen. Die Taube, die Dir zweimal Nachricht brachte, war unsere Schwester, die unsere Befreiung beschleunigte. Du bist der Dritte dem wir halfen und dienten, Dir haben wir die meisten Wohlthaten erwiesen, so fordern wir denn von Dir den letzten Dienst."

Nachdem Obacht also geendet, konnte der König unmöglich zaudern, ihre treuen Dienste dadurch zu vergelten, daß er sie befreie. Er nahm daher ein scharfes Schwert und hieb allen Dreien die Köpfe ab. Da wand sich aus jedem der blutigen Leiber eine silberweiße Taube, die dreimal im Kreise herumflog und dann in den Wolken verschwand.

Traurig kehrte er in sein Schloß zurück, wo inzwischen die Königin eines lieblichen Knaben genesen war. Vor Freude hierüber vergaß der König gar bald alles Uebrige, lebte zufrieden und glücklich, und kam nie mehr in die Lage, sich die Hülfe seiner treuen Hunde zu wünschen.



Das Märchen vom goldenen Spinnrade.

Eine arme Wittwe hatte zwei Töchter. Die Kinder waren Zwillinge, und einander so ähnlich, daß man Mühe hatte, sie von einander zu unterscheiden. Desto unähnlicher waren sie in Bezug ihres Geistes. Dobrunka war gehorsam, freundlich, arbeitsam, kurz ein sehr gutes, braves Mädchen. Zloboha dagegen war ungehorsam, stolz, arbeitsscheu, rachsüchtig, und hatte noch viele andere Untugenden. Dennoch war sie der Liebling der Mutter, die sie in Allem unterstützte. Als die Kinder herangewachsen waren, gab die Mutter einen neuen Beweis ihrer Vorliebe für Zloboha dadurch, daß sie das wenige Geld, welches ihr der sterbende Vater hinterlassen hatte, dazu verwendete, Zloboha in die nahe Stadt zu schicken, damit sie dort in den nothwendigsten Kenntnissen Unterricht erhalten möchte. Dobrunka mußte in der Hütte, die an

einem großen Walde stand, bleiben, und die kleine Wirthschaft besorgen. Hatte sie der Ziege Futter gereicht, das Mittagessen zubereitet, das Wohnzimmer sammt Küche rein gekehrt, mußte sie sich, wenn gerade nichts Anderes zu besorgen war, zum Spinnrade setzen und fleißig spinnen. Dies geschah nun sehr oft, und so kam es, daß sie es im Spinnen zu einer großen Vollkommenheit brachte, weshalb auch das feine Garn, das sie spann, in der Stadt, wo es ihre Mutter zu verkaufen pflegte, theuer genug bezahlt wurde. Von dem Gelde kaufte die Mutter ihrer Lieblingstochter Zloboha, die indeß in der Stadt einen guten Dienst gefunden hatte, häufig etwas Neues, die gute Dobrunka ging aber leer aus. Dessen ungeachtet liebte sie ihre Mutter zärtlich und gab sich alle erdenkliche Mühe, ihre Zufriedenheit zu erlangen; doch immer vergebens. Die Mutter sah sie nie freundlich an, gab ihr kein gutes Wort. Dobrunka blieb sich aber immer gleich, stets gehorchte sie und that ohne Widerrede, was ihr befohlen wurde.

Einmal ging die Mutter zur Stadt. „Sei fleißig, wenn ich abwesend bin, das sage ich Dir," sprach sie zu Dobrunka, die ihr das Garn eine Strecke Weges trug.

„Mütterchen, Ihr wißt ja, daß ich mich zur Arbeit nicht nöthigen lasse; so werde ich denn auch heute, wenn ich zu Hause Alles in Ordnung gebracht habe, recht fleißig spinnen, daß Ihr mit mir zufrieden seid." Bei diesen Worten reichte sie der Mutter das Gespinnst und kehrte in die Hütte zurück. Sie hielt Wort. Vor Allem brachte sie nach gewohnter Weise Alles in Ordnung, dann setzte sie sich zum Spinnrade und spann. Hierbei pflegte sie, wenn sie allein

war, zu singen. Das that sie denn auch heute; alle Lieder die sie kannte, sang sie mit so lieblicher Stimme, daß es im nahen Walde ruhig wurde, und die Luft, Vögel und Bäume zu lauschen schienen. Da hört sie draußen das Stampfen eines Rosses. „Ei," denkt sie, „wer mag sich wohl zu uns verirrt haben? Muß doch nachsehen." Sie stand vom Spinnrade auf und schaute durch das kleine Fenster auf den engen Hofraum, wo sie einen jungen Mann erblickt, der so eben von seinem muthigen Rappen steigt. „Welch' ein schöner Herr!" spricht Dobrunka leise zu sich selbst, „und wie ihm das lederne Jagdkleid, die kostbare Pelzmütze mit der weißen Schwungfeder auf den rabenschwarzen Locken so wohl steht! Jetzt bindet er seinen Rappen an und geht auf die Hausthüre zu; muß doch sehen, was er wünscht."

Indem sie aber hinausgehen wollte, öffnete sich die Thüre und der Fremde trat ein. „Gott grüße Dich, Mädchen!" sprach er zu Dobrunka.

„Auch Euch, Herr!" antwortete sie. „Was ist Euer Begehren?"

„Ich bin durstig, liebes Mädchen, wolltest Du mir nicht einen Trunk frischen Wassers reichen?"

„Sogleich, setzet Euch einstweilen!"

Sie nahm einen Krug, ging zur Quelle, die sich hinter der Hütte befand, und nachdem sie denselben ausgespült hatte, schöpfte sie Wasser, welches sie dem Fremden brachte. „Gerne würde ich Euch mit etwas Besserem dienen, aber unsere Armuth läßt es nicht zu," sagte sie, die Augen niederschlagend, zu dem Fremden.

„Ei sieh' doch, wie mir das Wasser behagt," antwortete dieser, indem er ihr den leeren Krug zurückgab, welchen Dobrunka nahm und auf seine gewöhnliche Stelle setzte, ohne dabei zu bemerken, daß der Fremde einen mit Gold reich gefüllten Beutel in das Bett gelegt hatte.

„Jetzt danke ich Dir für die gereichte Erfrischung und, wenn Du erlaubst, will ich morgen wiederkommen."

„Wenn es Euch Vergnügen macht, so kommet, Ihr sollt willkommen sein." Hierauf reichte ihr der Fremde die Hand, ging in den Hofraum, band den ungeduldigen Rappen los, bestieg ihn und war bald im Galopp verschwunden.

Dobrunka setzte sich nun wohl gleich wieder zum Spinnrade, aber das Bild des Fremden wich nicht von ihr und — sonderbar, niemals war ihr der Faden so oft gerissen, als eben heute.

Abends kam die Mutter nach Hause und erzählte, was Zloboha in der Stadt bereits gelernt habe und wie schön sie, während der Zeit, wo sie vom Hause abwesend sei, geworden wäre. Schlüßlich wandte sie sich zur Tochter und fragte: „Hast Du denn nichts gehört, es soll in dieser Gegend große Jagd gewesen sein?"

„Ach ja, hätte ich doch vergessen, Euch zu sagen, daß ein fremder Herr bei uns gewesen; er bat um etwas Wasser, welches ich ihm auch sogleich reichte; er war hübsch gekleidet. Wißt Ihr, Mutter, als ich einmal mit Euch in der Stadt war, sahen wir mehrere so gekleidete Herren: ledernes Koller, eine kleine Pelzmütze mit weißer Schwungfeder auf dem Kopfe, eine Armbrust auf der Schulter; vermuthlich war es einer von den Jägern gewesen. Als er getrun-

ken hatte, schwang er sich auf seinen Rappen und ritt wieder weiter.“ Daß er versprochen hatte, am folgenden Tage wiederzukommen, verschwieg sie.

Als Abends Dobrunka das Bett der Mutter zurichtete, fiel der wohlgefüllte Geldbeutel heraus; voll Verwunderung hob sie ihn auf und reichte ihn der Mutter.

„Wer gab Dir so viel Geld?“ fragte diese.

„Mir? Niemand. Wahrscheinlich hat es der fremde Herr hineingesteckt, sonst wüßte ich nicht, wie es hineingekommen wäre.“

Die Mutter nahm den Beutel, öffnete ihn und schüttete das Geld auf den Tisch; es war lauter Gold. — „Um Gotteswillen, so viel Gold!“ verwunderte sich die Alte, „das muß ein reicher Herr gewesen sein! Hat wohl bemerkt, daß es bei uns recht ärmlich aussieht, und wollte ein Werk der Barmherzigkeit üben; Gott vergelte es ihm und lasse ihn dafür recht glücklich werden.“ Hierauf strich sie das Geld ein und verwahrte es in einem Schrank.

Sonst, wenn sich Dobrunka zu Bette begab, schlief sie, von der Arbeit ganz ermüdet, bald ein; heute aber schien der Schlaf ihre Augenlider zu fliehen; das Bild des jungen Reiters stand immerwährend vor ihr, das selbst dann nicht wich, als sich ihre Augen, spät genug, zum süßen Schlafe schlossen. Sie sah sich im Traume in einem weiten Schlosse als die Gattin eines mächtigen Herrn, der Herr aber war der Fremde von gestern. Da wird ein großes Gastmahl bereitet und zu selbem viele Gäste geladen. Sie steht von der Tafel auf und begiebt sich mit ihrem Gatten in das anstoßende Gemach; er schlingt seinen Arm um ihre Hüf-

ten, will sie umarmen — da springt eine schwarze Katze zwischen sie, hackt die schwarzen Krallen in das Herz der Glücklichen ein, daß alsogleich Blut fließt, das ihr schneeweißes Kleid benetzt. Vor Angst schreit Dobrunka auf und — erwacht.

„Das war ein sonderbarer Traum," spricht sie zu sich selbst. „So schön begann er, aber die böse Katze machte ihn zu nichte, das hat nichts Gutes zu bedeuten."

Mit dieser Deutung des sonderbaren Traumes stand Dobrunka auf und kleidete sich an. Sonst brauchte sie dazu nicht viel Zeit, heute aber konnte sie nicht fertig werden; bald schien ihr Dieses, bald Jenes nicht ordentlich und schön genug. Das Haar hatte sie mit rothen Bändern durchflochten, was sie sonst nur bei besonderen Festen zu thun pflegte. Dies und der Zeugrock mit einem Bande eingefaßt, das Mieder mit Blumen reich durchwirkt, das Hemd, weiß wie ein gefallener Schnee, ließen ihr so gut, daß jeder Blick mit Wohlgefallen an ihr haften bleiben mußte. Als sie sich so geputzt hatte, verrichtete sie wie gewöhnlich ihre Arbeit.

Je näher die Mittagsstunde kam, desto unruhiger wurde sie, das Zimmer war ihr zum ersten Male zu enge, und jeden Augenblick hatte sie im Hofraume etwas zu thun, um nachzusehen, ob der junge Reiter noch nicht zu sehen sei. Der ließ nicht lange auf sich warten. Kaum erblickte ihn aber Dobrunka, so eilte sie zu ihrem Spinnrade, damit er sie nicht sehe und ja nicht denken solle, daß sie draußen auf seine Ankunft gewartet habe. Der Fremde band sein Roß im Hofraume wieder an und ging in das Wohnzimmer. Freundlich grüßte er sie, wobei ihr Herz unter dem engen



Mieder hörbar schlug und um so unruhiger wurde, da sie sich mit ihm abermals allein befand, denn die Mutter war in den Wald gegangen, um dürres Reisig zu sammeln. Als Dobrunka den Gast begrüßt und ihm einen Sitz angeboten hatte, setzte sie sich wieder zum Spinnrade.

„Wie hast Du geschlafen, Dobrunka?“ fragte der Fremde und nahm ihre Hand.

„Gut, Herr.“

„Und wovon träumtest Du?“

„Ach, ich hatte einen sonderbaren Traum.“

„Nun, so erzähle, ich will Dein Traumdeuter sein.“

„Gerade Euch kann ich meinen Traum am allerwenigsten erzählen.“

„Und warum?“

„Weil mir von Euch träumte.“

„So sollst Du mir Deinen Traum um so eher mittheilen.“

Hierüber entspann sich nun ein kurzer Streit, der endlich damit endete, daß Dobrunka ihren Traum erzählte.

„Siehe,“ sprach der Fremde, „bis auf die Katze kann Dein Traum in Erfüllung gehen.“

„Wie könnte es denn geschehen, daß ich eine so vornehme Frau würde?“

„Wolltest Du nicht mein Weib werden?“

„O Herr, ich verstehe ja Euren Scherz.“

„Nein, Dobrunka, nicht Scherz, sondern Wahrheit enthält meine Frage; ich kam heute absichtlich hierher, um Deine Antwort zu holen. Willst Du mir Deine Hand reichen?“

Nach kurzem Besinnen reichte Dobrunka sanft erröthend dem Fremden ihre Hand. So eben trat die Mutter ein. Der Fremde grüßte sie und bekannte ihr, daß er ihre Tochter liebe, sie sei ihm gleichfalls gewogen, somit fehle zu ihrem vollen Glücke nichts, als ihre mütterliche Einwilligung. „Ich habe mein eigenes Haus,“ schloß er, „und kann mit meinem Weibe leben; auch für Euch, Mütterchen, wird es Raum genug geben in meinem Hause und an meinem Tische.“ Als dies die Alte hörte, ertheilte sie sogleich ihre Einwilligung und den mütterlichen Segen. Darnach sprach er: „Spinne, meine liebe Braut, hast Du so viel gesponnen, als auf ein Brauthemd nöthig ist, werde ich Dich abholen.“ Dann küßte er sie, reichte der Mutter die Hand zum Abschiede, schwang sich in den Sattel und ritt eben so schnell davon wie das erste Mal.

Von dieser Zeit an wurde Dobrunka von ihrer Mutter viel zärtlicher behandelt. Für das Geld, was sie von dem jungen Herrn hatten, kaufte die Alte auch für Dobrunka Manches ein, wiewohl das Meiste doch wieder Zloboha erhielt. Dobrunka beachtete dies aber wenig; sie war glücklich und zufrieden, wenn sie beim Spinnrade sitzen und an ihren Bräutigam denken konnte. Dabei schwanden die Tage schnell dahin, die Arbeit minderte sich und gegen ihr Erwarten hatte sie bald so viel gesponnen, als zu einem Brauthemd erforderlich war. Der Bräutigam mochte es auch wohl berechnet haben, denn am selben Tage kam er an.

„Hast Du auf ein Brauthemd gesponnen?“ fragte er scherzend Dobrunka, die hinausgeeilt war, ihn zu begrüßen.

„Ja,“ antwortete sie freudig.

„Gut, so kommst Du gleich mit mir in die Stadt.“

„Warum so schnell?“

„Ich kann nicht anders; morgen muß ich hinaus in den Kampf ziehen, und deshalb wäre es mir erwünscht, wenn Du inzwischen zu Hause meine Stelle einnehmen, in meinem Namen Alles leiten und mich als mein Weib begrüßen möchtest, wenn ich aus dem Kampfe zurückkehren würde.“

„Was wird nur die Mutter dazu sagen?“

„Die muß zufrieden sein.“

Sie gingen in das Wohnzimmer, wo der Bräutigam sein Anliegen der Mutter vortrug. Unwillig hörte sie auf seine Worte, denn in ihrer Seele war ein ganz anderer Plan zur Reife gekommen. Doch was sollte sie thun? Der reiche Bräutigam wollte es so haben und sie mußte nachgeben.

„Verwahret Eure Sachen und kommet dann zu meiner Dobrunka, damit ihr während meiner Abwesenheit nicht bange werde. Wenn Ihr die Stadt erreicht, so gehet in das fürstliche Schloß und fraget nach Dobromil; es werden sich dann schon Leute finden, die Euch meine Wohnung weisen." Nach diesen Worten schwang er sich auf sein gutes Roß, nahm die weinende Dobrunka bei der Hand, hob sie zu sich und dann ging es rasch der Stadt zu.

Im fürstlichen Schlosse hatte sich eine große Menge Volkes versammelt, und war eifrig beschäftigt, Anstalten zu machen zum bevorstehenden Kampfe. Einige wenige standen am Thore, wo sie im Gespräch die Zeit zubrachten, aber auch Jemanden zu erwarten schienen, denn ihre spähenden Blicke waren unausgesetzt in die Ferne gerichtet. Da nahet im Galopp dem Schlosse ein Reiter, eine wunderschöne Jungfrau vor sich im Sattel haltend. „Er kommt, er kommt!" riefen Jene, die am Thore standen, denen im Hofraume zu. Sogleich begaben sich diese aller Arbeit und erwarteten den Angekündigten, der ihnen wohl bekannt sein mußte. Da kommt der Reiter mit seiner schönen Last beim Schlosse an, und tausend Stimmen erheben sich und rufen ihm donnernd zu: „Hoch lebe unser Fürst, hoch seine schöne Gemahlin!" Dobrunka — denn diese war mit Dobromil die Begrüßte — konnte sich vor Staunen kaum fassen. Endlich erhob sie zaghaft den Blick zu Dobromil, der sich mit innigem Wohlgefallen an ihrer holden Verwirrung weidete, und fragte ihn: „Bist Du denn wirklich Fürst? Dobromil!"

„Nun ja, und ist es Dir nicht lieb?"

„Mir gilt das gleich, ich liebe Dich, was Du auch seiest; aber sage mir, warum hast Du mich belogen?“

„Ich belogen? Dich? Nein, Wahrheit sagte ich Dir, als ich versprach, Dein Traum werde in Erfüllung gehen, wenn Du mein Weib würdest.“

Die Vermählungsfeier wurde des bevorstehenden Kriegszuges wegen kurz abgefertigt. Dobromil stellte nämlich seine Braut allen Anwesenden als seine Gemahlin vor, wonach sich Alle in den Speisesaal begaben, wo sie — den Fürsten und die Fürstin ausgenommen — bis spät in die Nacht verblieben.

Manches Wort wurde gesprochen zu der Fürstin Lob und ihrer Schönheit zum Preise, und Alles freuete sich, weil Dobromil, ihr gütiger Herr, glücklich war.

Am folgenden Tage nahm der Fürst Abschied von seiner jungen Gemahlin und zog in den Kampf.

Voll Unruhe, Angst und Besorgniß schlich die junge Fürstin wie ein verirrtes Schaf in den einsamen Gängen des Schlosses herum, und willkommener wäre es ihr gewesen, wenn sie in der Waldhütte die Rückkunft ihres Gemahls hätte erwarten dürfen; denn hier war ihr Alles so fremd, daß sie sich unmöglich behaglich fühlen konnte. Freilich erwarb sie sich gleich am ersten Tage das volle Zutrauen der zurückgebliebenen Schloßbewohner, aber sie hatte doch keine befreundete Seele, der sie alle ihre Gedanken, Befürchtungen und Wünsche vertraut hätte, wie es ihr Herz verlangte. Deshalb ließ sie gleich am folgenden Tage ihre Mutter holen, die auch ihr Spinnrad mitbrachte. Nun hatte mit

einem Male die lange Weile und mit ihr auch mancher Kummer ein Ende; denn nun konnte sie den ganzen Tag spinnen und an ihren Gatten denken.

Ehe die Mutter kam, hatte Dobrunka oft gedacht, welche Freude sie haben werde, wenn sie erführe, daß ihre Tochter die Gemahlin eines Fürsten sei; sie fand sich aber sehr getäuscht. Die Mutter sagte kein Wort; wohl aber sah Dobrunka, daß es sie im Herzen verdroß, wenn sie auch in ihrer Einfalt die Ursache nicht anzugeben wußte. Die Ursache des Verdrusses von Seite der Mutter war keine andere gewesen, als diese: sie hätte gewünscht, daß Zloboha Fürstin geworden wäre.

So waren mehrere Tage verstrichen; da trat die Mutter zu Dobrunka und sprach zu ihr: „Ich weiß, meine Tochter, daß Dir Deine Schwester ehedem oft Böses gethan hat, jetzt aber bereut sie es aufrichtig, darum vergieb ihr und nimm sie zu Dir.“

„Das hätte ich schon lange von Herzen gerne gethan, wenn ich mich dessen versehen hätte, daß sie zu mir kommen werde. Wenn Ihr es wünschet, so können wir sie gleich abholen.“

Da die Mutter hierzu sich bereit erklärte, ließ Dobrunka die schnellsten Pferde in den fürstlichen Wagen spannen, Dobrunka und die Mutter stiegen ein und fuhren zum Walde. Als sie zu dem Abhange gelangten, auf welchem die Hütte erbaut war, stiegen Beide aus, die Fürstin befahl dem Kutscher zu warten, und dann gingen sie raschen Schrittes der Hütte zu, wo Zloboha sie erwartete. Als sie sich

der Hütte näherten, eilte ihnen Zloboha aus derselben entgegen, umarmte die glückliche Schwester und wünschte ihr unter den zärtlichsten Liebkosungen, daß ihr Glück recht lange dauern möchte. So gingen sie in das Wohnzimmer. Kaum waren sie hier angelangt, faßten Mutter und Tochter die unglückliche Fürstin, Zloboha zog ein bisher verborgenes Messer und stieß es bis an's Heft der Schwester in's Herz, daß sie sogleich niedersank. Dann schnitten sie ihr Hände und Füße ab und stachen ihr die Augen aus, den so verstümmelten Körper trugen sie in den Wald; Hände, Füße, Augen wollten sie mit sich nehmen, weil sie in dem Wahne lebten, daß sie der Fürst nicht so lieb hätte, wenn nicht etwas von der früheren Gattin im Hause wäre. Zloboha tauschte die Kleider der Fürstin gegen die ihrigen ein, worauf sie zum Wagen gingen, einstiegen und in die Stadt fuhren.

Im Schlosse merkte Niemand, daß ihre wahre Herrin verschwunden sei und eine fremde ihre Stelle einnehme; die Bedienten sagten blos, daß in den ersten Tagen die Fürstin viel gütiger gewesen wäre, als jetzt.

Somit, glaubte die Rabenmutter und die grausame Schwester, sei Alles gewonnen und nichts mehr zu fürchten, weil Niemand sie verrathen könne, da Dobrunka todt sei.

Indeß war Dobrunka nicht todt; nach wenigen Stunden kam sie zum Bewußtsein und fühlte, daß eine warme Hand sie reibe und Heiltropfen in ihren Mund gieße. Sehen konnte sie freilich nicht, wer neben ihr wäre, sie hatte ja keine Augen. O wie gerne hätte sie ihren Wohlthäter

gesehen! Diese Sehnsucht führte ihr bald alles Geschehene in's Gedächtniß, was nur dazu beitrug, ihren Schmerz zu vermehren, bis sie in laute Klagen gegen die unnatürliche Mutter und grausame Schwester ausbrach.

„Sei ruhig, mein Kind!“ sprach eine tiefe Stimme neben ihr, „klage nicht, Alles führt zum guten Ende.“

„Ach, wie könnte dies möglich sein! Augen, Hände, Füße, Alles, Alles haben die Grausamen mir genommen, ich soll nie mehr die goldene Sonne, nie mehr den grünen Hain erblicken, meinen Dobromil nie mehr umarmen, für ihn nicht arbeiten, ihm nicht entgegen eilen können! O Mutter, was habe ich gethan, daß Du Dein eigen Kind in ein so furchtbares Elend stürztest!“

Während Dobrunka in diesen Worten Erleichterung für ihr gepreßtes Herz suchte, war der Greis, der früher zu ihr gesprochen hatte, aus der Höhle hinausgetreten und rief drei Mal einen Namen. Da kam ein Knabe und fragte, was er wünsche. Der Alte befahl ihm zu warten, bis er zurückkomme, und begab sich in den Hintergrund der Felsenhöhle, kam aber bald zurück, ein goldenes Spinnrad in der Hand tragend, welches er dem Knaben mit den Worten übergab: „Nimm dieses Spinnrad und eile in die Stadt, dort setze Dich vor dem fürstlichen Schlosse nieder, und fragt Dich Jemand, was Du für das Spinnrad verlangest, so antworte: Augen. Wer Dir zwei Augen bringt, dem übergieb das Spinnrad und eile hierher.“ Mit diesen Worten entließ er den Knaben und kehrte in die Felsenhöhle zurück.

Der Knabe eilte zur Stadt und setzte sich mit dem gol-

denen Spinnrade, wie ihm befohlen worden, vor dem fürstlichen Schlosse nieder, als eben Zloboha mit der Mutter vom Spaziergange heimkehrte.

„Seht doch, Mutter!“ rief Zloboha staunend, „welch' ein kostbares Spinnrad, das könnte ich wohl brauchen.“ Und ohne auf eine Antwort ihrer Mutter zu warten, fragte sie den Knaben, was er für das Spinnrad begehre.

„Augen, hohe Frau,“ war die Antwort.

„Augen?“ wiederholte sie verwundert.

„Ja.“

„Das ist doch sonderbar. Warum verlangst Du gerade Augen?“

„Das weiß ich nicht; mir hat der Vater also befohlen und darum darf ich kein Geld nehmen.“

Zloboha konnte sich an dem Spinnrade nicht satt sehen, und je aufmerksamer sie es besah, desto größeres Wohlgefallen fand sie an demselben. Sie erinnerte sich an die Augen ihrer Schwester und sprach zur Mutter: „Mutter, sehet, als Fürstin muß ich doch etwas Besonderes haben, was nicht in Jedermanns Händen ist. Wenn der Fürst heimkehrt, wird er wünschen, daß ich spinne; denkt Euch nun, wie schön es sein werde, wenn ich auf dem goldenen Spinnrade spinnen werde. Wir haben die Augen der Schwester verwahrt, ich tausche sie für das Spinnrad ein, es bleiben uns ja immer noch Hände und Füße.“

Die Mutter, leichtsinnig wie die Tochter, gab ihre Einwilligung; Zloboha brachte die Augen, gab sie dem Knaben und erhielt von ihm das goldene Spinnrad.

Der Knabe kehrte mit den Augen eilig zum Walde zurück, wo er sie dem Alten übergab und sich entfernte. Der Greis ging zu Dobrunka, bestrich die Augenhöhlen mit einer Salbe und legte die Augen hinein. Plötzlich sah Dobrunka auf. Vor ihr stand ein Greis, dessen silberweißer Bart bis an den Gürtel reichte; seine hohe Gestalt war in graues Gewand eingehüllt. In den ernsten Gesichtszügen spiegelte sich so viel Würde mit himmlischer Güte verschwistert, daß Dobrunka jetzt, wo die letzten Rosenstrahlen der untergehenden Sonne ihren Wohlthäter beleuchteten, ein göttliches Wesen zu schauen wähnte.

„Wie kann ich Dir, heiliger Mann, meine Dankbarkeit bezeigen?“ sprach Dobrunka und fuhr weiter fort: „O laß mich doch nur Deine wohlthätige Hand küssen!“

„Sei ruhig, meine Tochter, und erwarte mit fester Zuversicht die besseren Tage der Zukunft.“

Nach diesen Worten, die er mit tiefer, aber milder Stimme vorbrachte, entfernte sich der Greis, kam jedoch bald wieder zurück und brachte auf einem hölzernen Teller Obst und Erdbeeren, setzte sich neben Dobrunka auf das weiche Lager von Moos und Blättern und reichte ihr, wie eine liebevolle Mutter ihrem Kinde, von dem Obste und den Erdbeeren. Als sie sich gesättigt hatte, holte er mit einem hölzernen Becher aus einer Quelle frisches Wasser und brachte es ihr.

Am folgenden Tage stand der Greis wieder vor der Felsenhöhle und rief den Knaben. Diesem gab er einen goldenen Rockenstock und sprach: „Nimm diesen Rockenstock und eile in die Stadt. Dort warte bei dem fürstlichen

Schlosse, und fragt Dich Jemand, was Du dafür begehrst, so sprich: Füße; auch wirst Du den Rockenstock nur Dem übergeben, der Dir dafür zwei Füße bringt."

Als der Greis dieses gesprochen hatte, ging er in die Felsenhöhle, der Knabe aber eilte in die Stadt und kam eben beim fürstlichen Schlosse an, als Zloboha aus dem offenen Fenster in den Schloßhof hinunterblickte. Sie ging sogleich zu ihrer Mutter und sagte zu ihr: „Mutter! kommt doch schauen, im Thorwege sitzt der Knabe, von welchem ich das Spinnrad habe, und hat einen wunderschönen Rockenstock."

Die Mutter folgte der Aufforderung der Tochter und beide gingen zu dem Knaben.

„Was verlangst Du für den Rockenstock?" fragte Zloboha.

„Füße, hohe Frau!"

„Füße?"

„Ja!"

„Sage mir doch, Knabe, was Dein Vater damit macht?"

„Das kann ich Euch nicht sagen, denn ich frage den Vater nie, warum Dieses oder Jenes geschehen solle; was er mir befiehlt, das thue ich, und darum kann ich Euch den Rockenstock nur dann überlassen, wenn Ihr mir zwei Füße bringet."

„Höret, Mutter!" sprach Zloboha, nachdem sie bei Seite getreten waren, „der Rockenstock würde zu meinem Spinnrade sehr gut passen. Ich habe die Füße meiner Schwester, ich werde sie dem Knaben geben, es bleiben uns ja immer noch die Hände."

„Thue, wie Du willst," antwortete die Mutter. Zloboha brachte die Füße, damit sie Niemand sehen möchte, vorsichtig im Tuche eingewickelt, und gab sie dem Knaben, der ihr seinerseits den goldenen Rockenstock übergab und dem Walde zueilte.

Dort bei der Felsenhöhle angekommen, übergab er dem Alten die mitgebrachten Füße und entfernte sich. Dieser ging in die Höhle, nahm eine Salbe, bestrich die Wunden der Fürstin und heilte ihr die Füße an. Dobrunka wollte sogleich aufspringen, aber der Alte ließ sie nicht. „Bleibe nur ruhig auf Deinem Lager, bis Du genesen bist; ich werde es Dir sagen, wann Du wirst aufstehen dürfen." Mit diesen Worten beruhigte er die Unglückliche, die ihm auch gerne folgte, weil sie überzeugt war, daß er ihr nichts rathen werde, was nicht zu ihrem Besten wäre.

Am dritten Tage rief der Greis den Knaben wieder, gab ihm einen goldenen Rocken und sagte: „Eile schnell in die Stadt zum fürstlichen Schlosse, und wer Dich fragt, was Du dafür verlangest, dem antworte: Hände. Giebt er Dir zwei Hände, so überlasse ihm den Rocken und eile schnell zu mir."

Als der Knabe mit dem Rocken beim Schlosse anlangte und am Schloßthore stehenblieb, sah ihn Zloboha, die so eben durch den Hofraum in den Schloßgarten sich begeben wollte. Sogleich eilte sie zu ihm und fragte: „Was verlangst Du für den Rocken, Knabe?"

„Hände, hohe Frau!"

„Es ist doch sonderbar, daß Du Nichts für Geld verkaufst.“

„Ich handle, wie mir der Vater befohlen.“

Nun war Zloboha in großer Verlegenheit. Der Rocken war so allerliebst, spiegelte sich so hell im goldenen Sonnenglanz, der Flachs, weicher als die feinste Seide, war mit einem so kostbaren Bande zusammengebunden, und wie gerne hätte sie das Alles ihr eigen genannt, um sich damit brüsten zu können. Das aber verdroß sie, daß sie die Hände, das Letzte, was sie von Dobrunka hatte, hergeben sollte. Sie lief zur Mutter, sie um Rath zu fragen.

„Aber sagt mir doch, Mutter,“ schloß sie ihren Bericht von dem wiederholten Erscheinen des Knaben und seiner Forderung, „muß ich denn wirklich etwas von Dobrunka haben, um der Liebe des Fürsten gewiß zu sein?“

„Besser wäre es,“ antwortete die Mutter, „denn ich habe oft gehört, daß dies ein sicheres Mittel sei, des Gatten Liebe zu erhalten. Meinetwegen aber magst Du thun, was Dir beliebt.“

Zloboha sann nun lange nach, in der Hoffnung, ein Mittel aufzufinden, das ihr zu dem Rocken verhelfe, ohne daß sie die Hände hergeben müßte. Als sie aber trotz alles Nachsinnens keines finden konnte, flüsterte ihr eine Stimme in ihrem Herzen anfangs leise, dann immer lauter zu: „Bist so schön und fürchtest, daß Dich der Fürst nicht lieben werde? Blicke um Dich, wo findest Du ein so schönes Mädchen wie Du?“

Diese Worte erfüllten sie mit einem solchen Vertrauen

zu ihrer Schönheit, daß sie die Hände nahm und sie dem Knaben brachte, der ihr dafür den goldenen Rocken gab. Wohl verdroß es die Mutter, daß Zloboha von ihrer Eitelkeit so unbedachtsam sich leiten ließ, sie getraute sich aber nicht, ihr Mißfallen zu äußern, weil sich die Tochter über die Kostbarkeiten kindisch freute und solche alsogleich in ihr Schlafgemach verschloß, um sie erst bei der Ankunft des Fürsten vorzuzeigen.

Mittlerweile war der Knabe bei der Felsenhöhle angelangt. Der Greis nahm von ihm die Hände, befahl ihm, sich zu entfernen, und ging selbst zu Dobrunka, der er nun, wie am vorigen Tage die Füße, auch die Hände zum Körper hinzuthat.

Kaum fühlte Dobrunka die Fülle der Gesundheit in allen ihren Gliedern, ließ sie sich nicht mehr in ihrem Lager halten. Sie sprang auf, warf sich zu den Füßen des ehrwürdigen Alten, bedeckte die Hände, die ihr so viel Gutes erwiesen, mit glühenden Küssen, und sprach unter heißen Thränen des innigsten Dankes: „Dank, tausendfältigen Dank Dir, mein Wohlthäter! Vergelten kann ich Dir nie, das weiß ich, aber fordere, was Du willst, sei es noch so beschwerlich, noch so gefahrvoll, ich will es gern für Dich vollbringen.“

„Ich verlange nichts von Dir,“ antwortete der Greis und hob sie sanft von der Erde auf. „Was ich für Dich that, das hätte ich für jeden Andern gethan, das ist meine Pflicht. Bleibe nun hier so lange, bis Dich Jemand abholt. Was Du an Nahrung brauchst, werde ich Dir täglich schicken.“

Dobrunka wollte noch Manches dem gütigen Alten sagen, er war aber ihren Augen entschwunden und sie sah ihn nie mehr. Nach einer Weile lief sie aus der Höhle, um wieder einmal die schöne Welt zu sehen. Wie war ihr jetzt das Leben so lieb und werth, wie freute sie sich der wiedererlangten Gesundheit. Sie warf sich auf die Erde und küßte den grünen Rasen, bald tanzte sie wieder durch den Wald und umarmte die schlanken Tannen, bald aber breitete sie ihre Arme aus und weinte, indem sie nach der Stadt hinblickte. Dorthin zog sie Sehnsucht und Liebe, und sie würde sogleich ihren jetzigen Aufenthaltsort verlassen haben, wenn sie die Worte ihres Wohlthäters nicht festgehalten hätten.

Inzwischen trug sich im fürstlichen Schlosse gar vieles Sonderbare zu. Es kamen nämlich Boten und brachten die frohe Nachricht, daß der siegreiche Fürst auf dem Rückzuge zu seiner Hauptstadt begriffen sei. Jedermann freute sich und erwartete mit Sehnsucht den guten Herrn. Nur Zloboha und ihre Mutter konnten sich doch nicht so recht freuen, weil sie der Gedanke quälte, ob nicht vielleicht der Fürst die falsche Gemahlin erkennen und ihren Betrug strenge bestrafen werde. Ihre Besorgnisse verschwanden aber, als nach wenigen Tagen der Fürst ankam, Zloboha ihm entgegeneilte und er sie mit der herzlichsten Freude an sein Herz drückte.

Mit dem Fürsten waren am Hofe viele Gäste erschienen, die eine Zeit lang verweilen wollten. Diesen zu Ehren und zur Feier des Sieges, sollte ein großes Fest stattfinden, zu welchem auch sogleich die großartigsten Anstalten gemacht wurden.

Am Tage des Festes saß Zloboha neben Dobromil, an

dem sie sich kaum sattsehen konnte, denn der schöne Mann gefiel ihr, und sie war recht froh, daß ihr Plan mit der Schwester so wohlgelungen war.

„Was hast Du während meiner Abwesenheit gethan, meine theure Dobrunka?“ fragte der Fürst seine angebliche Gattin, als das Gastmahl beendet war, „gewiß hast Du recht fleißig gesponnen?“

„Ihr habt die Wahrheit errathen, mein theurer Gemahl,“ antwortete die listige Zloboha; „aber während Eurer Abwesenheit verdarb mein altes Spinnrad, da kam gerade zur rechten Zeit ein Knabe hierher und bot ein wunderschönes goldenes Spinnrad zum Verkaufe aus, welches ich ihm auch abkaufte.“

„Das mußt Du mir ja gleich zeigen,“ sprach der Fürst, nahm ihre Hand und führte sie aus dem Saale. Als sie in das Gemach kamen, wo Zloboha das Spinnrad aufbewahrte, zeigte sie es dem Fürsten, und es gefiel ihm sehr wohl.

„Setze Dich, Dobrunka!“ sprach Dobromil, „und spinne, ich sehe Dich so gerne am Spinnrocken.“

Zloboha hatte dies erwartet und ließ sich nicht zweimal auffordern, sondern setzte sich schnell zum Spinnrade. Sie berührt mit dem Fuße den Schemel und will das Rad drehen, da dringt aus dem Spinnrade eine Stimme und singt:

„Glaube, Herr! o glaube nicht,
Was die Falsche zu Dir spricht;
Deine Gattin — sie war's nie —
Ward gemordet Dir durch sie.“

Zloboha war höchst bestürzt; der Fürst aber blickte staunend im Gemache umher, um zu erforschen, woher der Gesang komme; als er jedoch trotz alles Nachforschens nichts wahrnehmen konnte, was ihn auf die Spur des unsichtbaren Sängers gebracht hätte, befahl er der Spinnerin, weiter zu spinnen. Blaß, am ganzen Leibe zitternd, unnennbare Angst im Herzen, konnte Zloboha kaum ihre Glieder bewegen; dennoch sammelte sie mit der größten Anstrengung alle ihre Kraft, um durch Weigerung nicht den aufsteigenden Verdacht zu bekräftigen und setzte zum zweiten Male den Fuß an den Schemel und wollte das Rad in Bewegung setzen. Da erhob sich dieselbe Stimme und sang:

„Glaube, Herr! o glaube nicht,
Was die Falsche zu Dir spricht;
Grausen Mord, von ihr vollbracht,
Nennt des Waldes düstre Nacht.“

Außer sich vor Schrecken, wollte Zloboha das Spinnrad verlassen und entfliehen, aber Fürst Dobromil, der nun an ihren von Angst entstellten Mienen erkannte, daß sie seine sanfte Dobrunka nicht sei, hielt sie mit Gewalt zurück und befahl ihr mit furchtbarer Donnerstimme weiter zu spinnen. Kaum hatte sie das verrätherische Rad einmal gedreht, erhob sich zum dritten Male dieselbe Stimme und sang:

„Schnell, Getäuschter! schnell zu Roß
Eile in des Waldes Schooß,
Wo die Liebe, treu bewahrt,
Sehnsuchtsvoll des Gatten harrt.“

Nach diesen Worten ließ Dobromil die ohnmächtige Zloboha los und eilte — nein — er flog aus dem Zimmer über die breite Treppe in den Hofraum hinab, wo er fast athemlos dem Knappen gebot, augenblicklich das schnellste Roß vorzuführen. Mit Gedankenschnelle wurde sein Befehl vollzogen; er warf sich in den Sattel, drückte die scharfen Sporen mit solcher Macht in des Rosses Seiten, daß es wie der Blitz dahinflog.

Bald war der Wald erreicht; nun aber wußte Dobromil nicht, welchen Weg er einschlagen sollte. Nach kurzem Besinnen beschloß er, gerade vorwärts zu reiten. Als er eine kurze Strecke in dieser Richtung geritten war, springt eine milchweiße Hirschkuh aus dem Dickicht hervor, das Roß erschrickt, wirft sich nach rechts und jagt mit dem Reiter, der es nicht zu halten vermag, durch Gestrüppe und Dickicht fort, bis ihm ein Felsen den Weg versperrt. Dobromil steigt ab, bindet sein Roß an einen Baum und klimmt den Felsen hinan, um sich in der Gegend umzuschauen. Da schimmert ihm durch der Bäume düsteres Grau etwas Weißes entgegen; begierig zu erfahren, was es sei, klettert er weiter — und steht vor einer Felsenhöhle. Er tritt ein — man denke sich seine Freude, als er hier seine Dobrunka erblickt. Mit einem Sprunge steht er an ihrer Seite, umarmt und küßt sie, und indem er lange in ihr mildes Antlitz schaut,

spricht er: „Wo ich doch meine Augen hatte, daß ich Dich, meinen Engel, von Deiner teuflischen Schwester nicht unterschied.“

„Was weißt Du von meiner Schwester? Wer hat Dir von ihr erzählt?“ fragte Dobrunka, die von dem Spinnrade nichts wußte. Der Fürst erzählte ihr nun, wie ihre Schwester durch das Spinnrad verrathen worden und er hierher gekommen wäre. Dobrunka theilte ihm dagegen mit, wie der gütige Alte sie geheilt habe, dann aber verschwunden sei und sie ihn nicht mehr gesehen habe. „Seit der Zeit,“ schloß sie, „bringt mir täglich ein kleiner Knabe Nahrung in Ueberfluß.“

Hierauf holte Dobrunka auf einem hölzernen Teller frisches Obst zur Erfrischung, welches ihr der Knabe Morgens gebracht hatte. Sie setzten sich auf den grünen Rasen, aßen und Dobromil erzählte von dem Kriege und seinem Siege wider die Feinde des Landes. Dann nahmen sie den hölzernen Teller und einen gleichen Becher als Andenken und stiegen vom Felsen hinab. Dobromil bestieg sein ungeduldiges Roß, nahm Dobrunka vor sich in den Sattel und so ritten sie der Stadt zu.

Dort erwartete man mit der größten Spannung den Fürsten, um ihm erzählen zu können, was sich während seiner Abwesenheit zugetragen. Wie groß war aber ihr Erstaunen, als sie den Herrn auf das Schloß zureiten sahen, dieselbe Frau vor sich im Sattel haltend, die vor Kurzem ein ungeheurer Drache sammt ihrer Mutter zerriß und dann verschlang, wie sie mit eigenen Augen gesehen hatten. Als der Fürst ihre Verwunderung merkte und sie ihm die Ur-

sache davon angaben, erzählte er ihnen den ganzen Vorfall, worauf Alle in lauten Jubel ausbrachen und ihre gute Fürstin um so mehr liebten.

Das goldene Spinnrad war verschwunden; Dobrunka suchte aber ihr altes hervor, und spann so fleißig wie ehedem, auf Hemden für ihren theuren Gatten. Im ganzen Lande hatte Niemand so feine Hemden, und Niemand war so glücklich wie Fürst Dobromil.





Das Märchen vom wilden Manne.

Hoch auf dem steilen Ufer eines kleinen Baches stand vor vielen, vielen Jahren die Burg eines mächtigen Fürsten, der durch seinen Reichthum und durch seine ungemessene Prachtliebe alle Nachbarn verdunkelte. Die glatten Marmorwände der weiten Gemächer seiner Burg waren mit Silber, Gold und den kostbarsten Edelsteinen so reich besetzt, daß sie eine solche Helle ausstrahlten, daß man im tiefsten Dunkel der Nacht kein Licht anzuzünden brauchte und dennoch so genau, wie am hellsten Tage, alle Gegenstände unterscheiden konnte. Das Burggesinde, zahlreicher, als die Dienerschaft des Königs, war kostbarer gekleidet, als die angesehensten Ritter im Lande. Die ausgesuchtesten Pferde, schnell wie der Wind, standen in seinem Marstall, fraßen ihr duftendes Futter aus silbernen Krippen und stampften ungeduldig mit den silberbeschlagenen Hufen den Fuß-

boden von Cedernholz. Den größten Stolz aber setzte der Burgherr in seinen Garten, und nicht mit Unrecht. Seine Reichthümer wirkten Wunder; die schönsten Blumen, die seltensten Gewächse, aus allen Welttheilen zusammengetragen, fand man da in einer Pracht und mit solcher Geschicklichkeit geordnet, daß Jeder, der eintrat, in einem Feengarten zu sein wähnte. Der Garten war dem Fürsten so lieb, wie sein Leben, und deshalb gab er seine Reichthümer mit vollen Händen, wenn es galt, seinen Garten mit einer neuen, bisher unbekannten Blume zu bereichern, um nur sagen zu können, daß selbst Könige eines so zauberischen Gartens sich nicht rühmen können.

Was den Garten nicht betraf, lag nicht in dem Sorgenkreise jenes Fürsten. Seine Kinder, drei muntere Knaben, und ihre Erziehung vernachläßigte er ganz, indem er sie ohne Aufsicht und Leitung unter dem Burggesinde aufwachsen ließ. Seine Gattin, eine allzuzärtliche Mutter, hatte Nachsicht mit allen Fehlern ihrer Kinder, wodurch sie im Bösen noch mehr bestärkt wurden.

So wuchsen die jungen Fürsten inmitten der ausgelassenen Dienerschaft ungestraft auf, und mit ihrem Alter nahm auch der Stolz, das Erbtheil ihres Vaters, in dem Maße zu, als ihre Sehnsucht nach seinen Schätzen glühender wurde.

Als der Garten in schönster Blüthe stand und die Seligkeit des Fürsten den höchsten Gipfel erreicht hatte, kamen eines Morgens in größter Bestürzung die Gärtner, und meldeten, der ganze Garten sei über Nacht auf eine beispiellose Weise zerwühlt, die schönsten Blumen und seltensten Gewächse vernichtet worden. Der Fürst eilte in den Gar-

ten, und seine Wuth war gränzenlos, als er sich durch eigenen Augenschein von der Wahrheit des Gemeldeten überzeugt hatte. Vor Allen traf sein Zorn die Gärtner, denn diese wären, sagte er, die alleinige Ursache des Unglücks, das ihn traf, und er ließ sie hart strafen, weil sie seinen Garten so schlecht bewacht hätten.

Dem an seiner empfindlichsten Seite verletzten Fürsten lag dann vor Allem zweierlei am Herzen: Erstens wollte er um jeden Preis den Garten in seiner vorigen Pracht wiederhergestellt wissen, und zweitens den Feind ausmitteln, der seinen Stolz gebeugt, seine Freude vernichtet hatte. Das letztere gelang ihm nicht; er mochte die lockendsten Zusagen machen, alle seine Leute zu Nachforschungen auffordern und diese mochten ihre gesammten Kräfte aufbieten, der Thäter blieb dennoch unentdeckt. Glücklicher war der Fürst in Bezug des ersten Punktes. In alle Gegenden sandte er seine Boten, damit sie Blumen und Gewächse für seinen Garten anschaffen möchten. Die ungeheuren Geldsummen, welche der Fürst ihnen mitgegeben hatte, bewirkten, daß sie bald zurückkamen und das Verlangte brachten. Nun wurden die geschicktesten Gärtner berufen, und da sie, der großen Belohnung wegen, die ihnen der Fürst versprach, Tag und Nacht arbeiteten, gelang es ihnen bald, den Garten schöner und prachtvoller herzurichten, als er je gewesen.

Der Fürst war überglücklich, als er den Garten in neuer Blüthe fand, und, damit ihn ja Niemand verwüsten könne, übergab er ihn der Obhut seines ältesten Sohnes, der, so wie seine Brüder, in der Blüthezeit des Jünglingsalters sich befand.

Der Sohn, der den Willen seines Vaters, um nicht dessen Zorn fühlen zu müssen, pünktlich erfüllen wollte, rief am Abende die Gärtner und das Burggesinde zusammen, besetzte die Gartenmauer und befahl ihnen, treu zu wachen, daß der Garten keinen Schaden nehme. Er selbst befand sich unter den Wachenden und schloß die ganze Nacht hindurch kein Auge zu. Als aber die Sonne aufging und über den Garten Licht verbreitete, wurden sie mit Entsetzen gewahr, daß der Garten ganz durchwühlt, und alle frühere Hülfe umsonst gewesen sei.

Der junge Fürst war außer sich vor Schrecken, dennoch faßte er endlich, seiner Unschuld sich bewußt, den Entschluß, selbst dem Vater das Geschehene zu melden. Der Zorn des alten Fürsten war fürchterlich; mochte sein Sohn auch hoch und theuer versichern, daß er und keiner der Wächter die ganze Nacht hindurch ein Auge zugethan, auch keinen Feind wahrgenommen hätten, der Vater legte dennoch die ganze Schuld den Wächtern zur Last, ließ die Gärtner und das Burggesinde hart strafen und verstieß seinen Sohn; er mußte alsogleich die Burg verlassen.

Abermals gingen Boten in alle Gegenden, und durch der Gärtner eifriges Bemühen stand bald der Garten in voller Schönheit. Der Fürst rief seinen zweitgebornen Sohn, und übergab den Garten seiner Obhut. Dieser folgte dem Beispiele seines Bruders, stellte die Gärtner und Diener längs der Mauer des schönen Gartens auf, und sie wachten treu die ganze Nacht, ohne die geringste Bewegung im Garten zu bemerken. Als aber der Morgen kam und das Licht über den Garten sich verbreitete, sah man den Boden ganz

durchwühlt, alle Blumen und Gewächse vernichtet. Der auf das Höchste erzürnte Fürst war nicht zu besänftigen; er ließ die Gärtner und Diener strenge bestrafen, seinen zweitgebor- Sohn aber verstieß er, weil er nicht treu genug den Garten bewacht habe.

Wieder forschte man nach dem Feinde, der den Garten verwüstet hatte, doch umsonst; man fand keine Spur.

Drei Mal war der Garten verwüstet, der Stolz des Fürsten tief gebeugt, ohne daß er sich an dem verwegenen Thäter hätte rächen können. Dies reizte seinen Stolz, stachelte seine Prachtliebe nur noch mehr, und er beschloß, allen Hindernissen zum Trotz, seinen Garten in neuer Schönheit herstellen zu lassen. Wieder flogen die Boten nach allen Weltgegenden, und als sie zurückkamen, wurden die Gärtner angewiesen, dem Garten und seiner Herstellung allen Fleiß und Mühe zuzuwenden, damit er ja recht bald schöner und prachtvoller, als ehedem, dastehe. Den angestrengtesten Bemühungen der Gärtner gelang es, die ihnen übertragene Arbeit in kurzer Zeit, zur Zufriedenheit des Fürsten, zu Ende zu führen.

Nun rief der Fürst seinen jüngsten Sohn und empfahl den Garten seiner Fürsorge.

Der junge Fürst that nicht, wie seine Brüder gethan; er besetzte nicht die Gartenmauer mit Wächtern, sondern rief sie bei Sonnenuntergang in den Garten zusammen, ließ hier in der Mitte ein großes Feuer anmachen, dessen Licht den ganzen Garten beleuchten sollte, und nachdem die Wächter alle im Kreise um dasselbe sich gestellt hatten, befahl er ihnen, auf die leiseste Bewegung im Bereiche des Gartens

aufmerksam zu sein. Es herrschte Grabesstille ringsum; die unruhigen Winde lagen in den Armen süßer Träume, im Schooße der Blumen, und mochten, allzu glücklich sich fühlend, ihr weiches Lager nicht verlassen. Aber kaum war Mitternacht mit leisem Schritt in den Garten getreten, bewegten sich alle Beete, als wären es Wasserwellen, von Sturmesflügeln aufgefurcht, und an vielen Stellen flog die Gartenerde sammt Blumen und Gewächsen, von unsichtbaren Händen geschleudert, in die Luft. Schrecken bemächtigte sich der Wächter, als sie dies Alles sahen, und Furcht lähmte ihre Glieder, daß sie, Bildsäulen gleich, das Feuer umstanden; erst dann, als fast schon der ganze Garten verwüstet war, ermannten sie sich und eilten zu der Stelle, an welcher die Verwüstung begonnen hatte. Da sahen sie einen mit Moos bewachsenen Mann von Riesengröße, der den Boden unterwühlte und in die Luft schleuderte. Bei solchem Anblicke erschraken die Wächter abermals, bald aber sammelten sie sich, drangen von allen Seiten zugleich auf den wilden Mann ein, warfen ihn, nach einem hartnäckigen Kampfe, zu Boden, banden ihn mit Ketten und schleppten das Ungeheuer zum Wachtfeuer, wo sie als Sieger den Morgen erwarteten.

Kaum graute der Morgen, so eilte der alte Fürst auf den Balkon, um nachzusehen, ob sein Garten erhalten sei. Wie erschrak er aber, als er, so weit seine Blicke reichten, den Garten verwüstet und keinen einzigen Wächter an der Gartenmauer sah. Schnell kehrte er in sein Gemach zurück und begab sich von hier eilig in den Garten, um nachzuforschen, welch weiteres Unglück geschehen wäre. Im Garten

angelangt, war er nicht wenig betroffen, als er die Wächter neben einem Haufen glühender Kohlen um die abenteuerliche Riesengestalt gelagert fand; seine Verwunderung ging aber bald in die lauteste Freude über, da man ihm sagte, daß dies sein Feind, der Zerstörer seines Gartens, sei. Er lobte den Sohn laut wegen seiner Wachsamkeit, beschenkte die Wächter königlich und befahl, den wilden Mann in die Burg zu führen, wo er in einen wohlverwahrten Thurm gesperrt wurde.

Das Gerücht von der Gefangennehmung des wilden Mannes verbreitete sich mit Windeseile in der ganzen Umgegend, und Alles strömte herbei, um das Ungeheuer, durch die Sage gräßlich geschildert, in Augenschein zu nehmen. Dies versetzte den Fürsten in die heiterste Laune, und er sandte Boten zu allen Edelleuten, die im weiten Umkreise seiner Burg wohnten, um sie zu einem Gastmahle zu laden, bei welchem der wilde Mann zur Schau ausgestellt werden sollte. Die Geladenen folgten dem an sie ergangenen Rufe sehr gern, denn Alle waren begierig, das Riesenungeheuer zu sehen. So kam es, daß sich am anberaumten Tage eine sehr große Anzahl von Gästen einfand, was dem gastlichen Burgherrn sehr willkommen war, da er vor so vielen Gästen seinen Reichthum zur Schau tragen konnte.

Während die Gäste im eifrigen Gespräche den Tafelfreuden huldigten, jagte der junge Fürst, stolz auf den errungenen Sieg, von einem Ende des Schlosses zum andern, bis er auch zu dem Thurme kam, worin sein Gefangener verwahrt war. Hochmüthig lächend blickte er auf den Gefangenen, und nahm endlich seinen Bogen und hölzerne Pfeile,

um zum Zeitvertreibe nach diesem zu schießen. Mancher Pfeil prallte von dem Eisengitter ab und fiel zur Erde, die meisten aber trafen den wilden Mann und blieben in dem Moose, mit dem er bedeckt war, stecken.

Als er auf diese Art alle Pfeile verschossen hatte, befahl er dem Gefangenen mit herrischer Stimme, daß er sie abwerfe und zurückgäbe, aber dieser achtete auf den Befehl gar nicht, sondern blickte ununterbrochen und ganz gleichgültig in den Schloßhof hinab. Nach mehrmaliger, fruchtloser Wiederholung des Befehles schöpfte der junge Fürst die Ueberzeugung, daß er seinen Befehl in Bitten verwandeln müsse, um zum Ziele zu gelangen. Auch Bitten wollten nichts fruchten; der wilde Mann stand ungerührt am Fenster, und achtete auf die Worte des Jünglings nicht im Mindesten.

„Gieb mir meine Pfeile zurück und ich will Dir Brot und Honig bringen,“ sagte der junge Fürst weinend zum wilden Manne. Als auch dieses nicht die gewünschte Wirkung machte, fragte er: „So sprich doch, was Du für die Pfeile verlangst?“

„Oeffne mein Gefängniß!“ antwortete der wilde Mann, und seine tiefe Stimme klang wie das dumpfe Rollen eines weit entfernten Donners.

„Wie kann ich Deinen Wunsch erfüllen, da ich die Schlüssel nicht habe?“ klagte der verzagte Jüngling.

„Deine Mutter trägt den Schlüssel zur Gefängnißthür am Leibgurte; gehe hin zu ihr, lege schmeichelnd Deinen Kopf in ihren Schooß, und das Weitere wird Dir leicht gelingen.“



Bei diesen Worten vergaß der Jüngling, über der freudigen Hoffnung, seine Pfeile wieder zu erhalten, die möglichen traurigen Folgen seines Schrittes, und eilte in den Speisesaal, wo seine Mutter sich befand.

Der jüngste Sohn war der Liebling der Mutter und darum empfing sie ihn sehr freundlich, als er zu ihr kam und, den Kopf in ihren Schooß legend, sich zärtlich an sie schmiegte. Dabei ließ er natürlich den Schlüssel nicht außer Acht, dessen er sich bald bemächtigte, da die Fürstin nichts Böses ahnte und daher nicht sonderlich auf die Bewegungen des Sohnes acht gab. Kaum hielt er den Schlüssel fest in seiner Hand, eilte er schnell zum Gefängnisse und öffnete die Thür, aus welcher der wilde Mann sogleich heraustrat, ihm die Pfeile reichte und sprach: „Wenn Du

in der größten Noth sein wirst, werde ich Dir helfen."
Darauf verschwand er.

Dem Befreier war freilich ganz sonderbar dabei zu Muthe, und zum ersten Male tauchte eine dunkle Ahnung der Folgen des Geschehenen in seinem Herzen auf, bald waren jedoch derlei unangenehme Gedanken in den Hintergrund getreten, endlich im jugendlichen Leichtsinn ganz vergessen, als er die Gefängnißthür abgesperrt und den Schlüssel an den Gurt der Mutter, ohne daß sie es merkte, gehenkt hatte.

Mittlerweile sprachen die Gäste viel vom wilden Manne, und als das Gastmahl beendet war, ging die gesammte Gesellschaft zum Thurme, wo der Gefangene, in Ketten gelegt, in den Hofraum geführt und dort zur Schau ausgestellt werden sollte. Als aber die Diener in das Gefängniß traten, fanden sie es leer; man suchte im ganzen Schlosse, ja sogar in der Umgebung desselben, fand aber vom wilden Manne keine Spur.

Die Gäste sahen sich getäuscht, und die meisten von ihnen verließen in höchster Erbitterung die Burg, weil sie wähnten, der Burgherr habe sie absichtlich betrogen, der wilde Mann sei nie in seiner Gewalt gewesen, und er habe durch seine prahlerische Einladung nur die Macht seines Reichthums darthun wollen.

Der Fürst wüthete, als die ausgesendeten Boten unverrichteter Sache heimkehrten, und er schwur in seinem Zorne, Jenem den Tod zu geben, der dem wilden Manne das Gefängniß geöffnet hatte.

Der junge Fürst zitterte vor dem Grimme seines Vaters, und in seiner Herzensangst ging er zu seiner Mutter und gestand ihr Alles. Die Mutter erschrak heftig bei dem Geständnisse ihres Lieblings, und um ihn dem Zorne des alten Fürsten zu entziehen, gab sie ihm Geld, so viel sie in der Eile aufbringen konnte, führte ihn insgeheim aus der Burg und schickte ihn in die weite Welt, mit der Ermahnung, ja nicht früher zurückzukehren, als bis sich der Zorn des Vaters gelegt hätte.

Traurig wanderte der junge Fürst aus seinem Vaterhause. Nach einer halben Stunde kam er zu einem hohen Berge, von welchem er die väterliche Burg übersehen konnte. Rasch bestieg er ihn, setzte sich auf ein Felsstück nieder und blickte wehmüthig nach dem Orte seiner Jugendspiele. Schwere Seufzer entwanden sich seiner beengten Brust, denen bittere Thränen, von seinen Augenlidern gleitend, Freundschaftsgeleite gaben. Lange hatte er da gesessen, ohne einen andern Gedanken, als den, daß er von der Heimath scheiden sollte. Endlich raffte er sich zusammen, blickte noch einmal seufzend zu der Burg seines Vaters und stieg dann weinend auf der entgegengesetzten Seite den Berg hinab. Thränen ließen ihn auf die Richtung des Weges, den er einschlug, nicht achten; es war ihm auch ganz gleichgültig, wohin er komme, denn seine Reise war, oder sollte eine Irrfahrt sein.

Anfangs ging es unserm Reisenden nicht schlecht, weil das Geld, womit ihn die sorgsame Mutter reichlich versehen hatte, keine Noth zuließ; als aber die vollen Taschen ausgeleert waren, kehrte die Noth in ihrer traurigen Gestalt gar bald ein. Zu arbeiten verstand er nicht, und sprach er

Jemanden um eine Gabe an, wies Jeder auf seine prachtvolle Kleidung und gesunden starken Glieder, so daß er immer leer ausging.

So irrte der Arme lange Zeit in der Fremde herum, litt oft Hunger und Durst, und mußte nebenbei häufig Vorwürfe hören, daß er jung und stark sei, aber nicht arbeiten wolle. Wie willkommen war ihm ein Stück schwarzes Brot, wenn er es ohne Vorwurf in niedriger Hütte erhielt. Derlei Vorwürfe, die er täglich mehrere Male hören mußte, und die spöttischen Anspielungen auf seine kostbare Kleidung, brachten ihn endlich auf den Gedanken, seine Kleider gegen andere schlechtere zu vertauschen. Dies Vorhaben führte er auch schon am folgenden Tage aus. Ohnweit des Weges, den er ging, sah er bei einer nicht sehr zahlreichen Heerde einen Knaben in abgetragener Linnenkleidung; sogleich verließ er die Straße, ging auf den Knaben zu, und bot ihm seine kostbare Kleidung zum Tausche gegen die Linnenkleidung an. Der Hirtenknabe ging mit Freuden den vortheilhaften Tausch ein, sie wechselten also die Kleider, und der junge Fürst zog dann in der armseligen Kleidung wohlgemuth weiter. Der eingegangene Tausch brachte ihm den Vortheil, daß man ihn seitdem nicht so spöttisch abwies, wenn er um eine milde Gabe bat.

Eines Tages kam er in der Abendzeit zu einem Jäger, den er um ein Nachtlager ansprach. Lange betrachtete dieser den Jüngling, sagte ihm dann das Nachtlager zu, ebenso ein Nachtessen, was dem Müden und Hungrigen doppelt willkommen war. Nach dem Nachtessen fragte ihn der Jäger, ob er in einen Dienst treten wolle, worauf er ihm erwie-

derte: „O ja, mit der größten Freude, wenn ich nur einen finde."

„Nun gut, ich nehme Dich in meinen Dienst auf; Deine Beschäftigung wird sein, Hirsche zu weiden, alles Uebrige erfährst Du morgen."

Hierauf wurde ihm eine Schlafstelle angewiesen und ihm bedeutet, ja recht bald schlafen zu gehen, weil er zeitlich werde aufstehen müssen. Dies ließ sich der junge Fürst nicht zweimal sagen, er war ohnehin von der Reise müde, und zudem war ihm daran gelegen, den Willen seines neuen Dienstherrn pünktlich zu erfüllen. Bald schlief er ein und schlief, da ihn die Furcht vor oft erlittenem Hunger und Durst nicht quälte, sehr fest und lange, hätte aber noch länger geschlafen, wenn ihn der Jäger nicht geweckt und ihm gesagt hätte, es sei hohe Zeit, die Hirsche auf die Weide zu treiben.

Kaum hatte der junge Wildhüter sich in die Kleider geworfen, brachte man ihm das Frühstück, und als er sich gesättigt hatte, führte ihn der Jäger in den Hofraum, wo bereits seine Heerde auf ihn wartete.

„Hier übergebe ich Dir meine Hirsche," sagte der Jäger, „treibe sie in den Wald, dessen schwarze Schatten dort auf jenen Höhen zu sehen sind; erst bei Sonnenuntergang sammle Deine Heerde und treibe sie wieder nach Hause, gieb jedoch wohl Acht, daß sich kein Wild verlaufe, sonst jage ich Dich aus dem Dienste, wie ich es Vielen vor Dir that, die nie die Heerde vollzählig zurücktrieben. Sei vorsichtig, und es wird Dir in meinem Dienste wohlgehen."

Nach diesen Worten öffnete der Jäger das Hofthor, und der junge Fürst verließ seinen neuen Aufenthaltsort.

Auf dem Wege gab ihm die Heerde wenig zu schaffen, denn den Hirschen schien der Weg sehr gewöhnlich zu sein, daher sie auch friedlich und ruhig dem Walde geradeaus zugingen; der junge Hirt konnte ihnen ganz gemächlich folgen. Als sie aber in die Nähe des Waldes kamen, wurden sie unruhig, und im Walde selbst angekommen, verlief sich das Wild nach allen Richtungen. Boroslaw — so wollen wir in Zukunft den jungen Fürsten nennen — lief bald dahin, bald dorthin und gab sich alle erdenkliche Mühe, seine Heerde beisammen zu halten, aber vergebens; denn hatte er einige Hirsche mühsam zusammengebracht, so mußte er sie wieder verlassen, um nach anderen zu sehen; inzwischen verliefen sich die ersteren, und wenn er zurückkam, fand er seine Mühe vereitelt — die Hirsche waren in alle vier Winde auseinander gestoben.

Es war Mittag, und Boroslaw sah keinen einzigen Hirsch in seiner Nähe. Ermüdet und erschöpft warf er sich auf das weiche Moos unter einer hohen Tanne und klagte bitterlich über sein Mißgeschick.

„Was habe ich denn eigentlich Böses gethan, daß mich solches Unglück verfolgt? Wie werde ich vor meinen Dienstherrn treten können und wohin mich wenden, wenn er mich aus seinem Dienste jagt?" Da fühlte er, wie ihn Jemand an der Schulter faßte; schnell wendete er sich um, und Schrecken fuhr durch alle seine Glieder — der wilde Mann stand in seiner ungeheuren, widerlichen Gestalt vor ihm. Wie der Blitz glitt die Erinnerung durch seine Seele und

alles Erduldete erschien vor seinem Geiste, wie in einem Gemälde. Er sah sich, wie er das väterliche Haus verließ, Hunger und Durst litt, Spott und Hohn erduldete, ja, seine Phantasie malte ihm in Voraus auch das Bild dessen, was ihm bevorstand, wie er seinen jetzigen Zufluchtsort werde verlassen müssen. Und von Allem, was er Böses erduldete, und auch in Zukunft erdulden würde, maß er alle Schuld dem wilden Manne bei. Darum wich seine Angst bald, Unwille trat an ihre Stelle und er rief zornig dem wilden Manne zu: „Weiche von mir, Du einzige Quelle all' meines Unglücks! Genügt Dir das Elend, in welches Du mich stürztest, noch nicht, willst Du mich noch unglücklicher machen?"

„Zürne nicht," erwiederte der wilde Mann, den aufgebrachten Jüngling besänftigend, „was Du erduldet hast, weiß ich; es war aber zu Deinem Besten und ist jetzt vorüber; vergiß es, denn es kehrt nicht wieder zurück. Doch ich bin nicht gekommen, mich bei Dir zu entschuldigen, sondern Dich in meine Wohnung zu führen, darum folge mir."

Diese Worte des wilden Mannes besänftigten den Erzürnten und flößten ihm Vertrauen ein, so daß er aufstand und ohne Scheu dem Riesenmanne folgte. Nachdem sie mehrere hundert Schritte durch den Wald gegangen waren, standen sie vor einem hohen Felsen; der wilde Mann berührte ihn mit seiner rechten Hand, der Felsen wich, und sie traten durch die Oeffnung, die sich hoch, wie ein weites Thor wölbte, auf eine wunderschöne Ebene, oder besser gesagt, in einen Zaubergarten, in dessen Mitte ein schönes Schloß sich befand. Die Mauern desselben waren von schneeweißem

Marmor, das Dach mit Silberplatten belegt, den Thurm jedoch konnte man nicht besehen, weil seine goldene Kuppel einen so blendenden Glanz um sich verbreitete, daß man die Augen nicht erheben konnte. Um das Schloß war die Silberfläche eines glatten Wasserspiegels ausgebreitet, dessen Ufer die schönsten Bäume umschatteten. Lispelnd bewegten sich ihre Blätter und hauchten die süßesten Töne aus, nach deren Takte Fische von den zartesten Regenbogenfarben in dem Teiche sich hin- und herbewegten. Dieselben zauberischen Töne weckten die glanzbefiederten, kleinen Bewohner der Bäume, sie erhoben durch ihren lieblichen Gesang die Zaubermelodie zur wunderbarsten Harmonie. Weiter in der Ebene prangten die verschiedenartigsten Blumen in unnennbarer Pracht. Sie waren nach ihren Farben so künstlich geordnet, daß das mannigfaltigste Farbenspiel das Auge auf's Höchste ergötzte. Regenbogenartig spiegelten sich die Farben in der Luft ab, die Erscheinung verschwand und eine andere trat an ihre Stelle. Ließ man die Augen in die Ferne schweifen, so erblickte man dichte Haine, in denen die verschiedenartigsten vierfüßigen Thiere friedlich neben einander hausten. Hinter den Hainen erhoben sich Anhöhen, mit dem üppigsten Rasen bewachsen, deren bunter Farbenteppich mit dunklen Waldbäumen eingefaßt war.

Der Anblick des zauberischen Ganzen machte einen so angenehmen Eindruck auf Boroslaw, daß er unwillkürlich stehen blieb, und seine Augen und Ohren daran weidete. Mehrmals fuhr er mit der Hand an seine Augen, um sich zu überzeugen, ob er wache oder träume. Der wilde Mann wendete sich zu ihm, und als er sein Entzücken bemerkte,

sprach er zu ihm: „Komm' doch, später wollen wir Alles besehen." Und sie gingen in das Schloß, wo der wilde Mann seinem Begleiter ein Mittagsessen vorsetzte. Als dieses eingenommen war, führte ihn der wilde Mann in die Ebene, wo er ihm Alles zeigte und über Vieles Aufschluß gab; dann kehrten sie zum Schlosse zurück. Hier erschrak aber Boroslaw, denn der wilde Mann bedeutete ihm, daß die Sonne sich zum Untergange neige und der Jäger seines Dieners harren werde. Ohne auf die Unlust zu achten, mit welcher Boroslaw ihm folgte, führte ihn der wilde Mann aus dem Zaubergarten auf denselben Ort, wo er ihn gefunden hatte. Als sie hier ankamen, jauchzte Boroslaw laut, denn seine Heerde war bereits versammelt, und zwar viel zahlreicher, als er sie hierher getrieben.

„Du wunderst Dich über die vermehrte Zahl Deines Wildes? Wisse denn, alle diese Hirsche gehörten Deinem Dienstherrn; weil er aber unmenschlich und übermüthig wurde, da sich sein Eigenthum vermehrte, nahm ich zwei Stück von seiner Heerde, so oft er sie in den Wald trieb. Dies demüthigte seinen Stolz, und die über ihn hereinbrechende Armuth lehrte ihn menschlich sein. Er ist gebessert, und darum gebe ich ihm sein Eigenthum zurück. Treibe nun Deine Heerde getrost nach Hause und morgen erwarte mich an demselben Orte, wo ich Dich heute fand." Hierauf verschwand er.

Bei Sonnenuntergang saß der Jäger in seiner Wohnung am Fenster und blickte in höchster Spannung zum Walde, um sein Wild schon in der Entfernung zählen und wahrnehmen zu können, ob kein Stück fehle. Wie groß

war nun sein Erstaunen, da die Heerde in schönster Ordnung, aber bedeutend größer, als sie Morgens gewesen, im Hofraum ankam. Sein geübtes Auge erkannte alsbald die verlorenen, nun zurückerlangten Stücke, und seine Freude darüber war so groß, daß er den Wildhüter zu seinem Tische zog und ihm eine bessere Lagerstätte anweisen ließ, ohne weiter zu fragen, wie und wo Boroslaw die überzähligen Hirsche gefunden hätte.

Am folgenden Tage wartete Boroslaw nicht, bis ihn sein Dienstherr wecken werde, sondern stand zeitlich auf und trieb seine Hirsche zu demselben Orte, wo er gestern den wilden Mann getroffen hatte. Dieser wartete bereits auf ihn und führte ihn sogleich in seine Wohnung. Im Schlosse erwartete unsern Boroslaw ein gutes Frühstück, nach welchem ihn der wilde Mann in den Zimmern des Schlosses herumführte. Hatte der junge Fürst gestern gestaunt über die Pracht der Ebene, so mußte er sich heute nicht minder über Alles wundern, was er im Schlosse sah. Sie gingen aus einem Zimmer in das andere, und glaubte Boroslaw, dieses sei das prächtigste und am kostbarsten eingerichtete, so war jedes nachfolgende noch prachtvoller und kostbarer eingerichtet, obgleich die Gegenstände, die er bewunderte, wechselten. In einem Zimmer waren die einzelnen Geräthschaften besonders künstlich und schön, in einem zweiten waren die Wände mit den schönsten Gemälden in kostbaren Rahmen geschmückt, ein drittes war mit Büchern angefüllt, in einem vierten hingen die verschiedenartigsten Waffen und Rüstungen.

Nachdem sie alle Zimmer besehen hatten, führte der

wilde Mann seinen Gast in das Zimmer zurück, das die Bücher enthielt. Hier setzten sie sich, und der wilde Mann gab dem jungen Fürsten weise Lehren, nahm dann mehrere Bücher, lehrte ihn lesen und schreiben, oder las ihm aus Büchern etwas vor, und so ging es von nun an immer. Abends verließ Boroslaw das Schloß und trieb seine Hirsche, die er immer schon beisammen fand, in die Jägerwohnung; am andern Morgen kam er wieder. Bald saß er mit dem wilden Manne bei den Büchern, aus denen er ihm bald dieses, bald jenes mittheilte, bald gingen sie im Garten umher, und Boroslaw hörte die Namen der Blumen nennen und lernte ihre geheimen Kräfte kennen, so wie auch, wie man sie behandeln müsse und welcher Boden einer jeden einzelnen am besten zusage.

Von allen diesen Dingen hatte Boroslaw früher nichts gehört, er gab daher wohl Acht, um sich Alles zu merken, und vergaß nicht leicht etwas von den Erzählungen und Lehren des wilden Mannes. Nachmittags lernte Boroslaw gewöhnlich die Waffen gebrauchen oder übte sich in der Anwendung derselben, ritt die muthigsten Pferde, deren sich im Marstalle des Schlosses viele befanden, fuhr in Kähnen von Ebenholz auf dem Teiche herum, oder durfte zur Erholung in dem weiten Garten spazieren gehen.

Unvermerkt waren drei Jahre verstrichen; Boroslaw war zu einem schönen Jüngling herangewachsen, weise am Geiste, edel an der Seele, stark am Körper und gewandt in jeder Leibesübung, besonders bei dem Gebrauche der Waffen.

Eines Tages wollte Boroslaw eben seine Heerde nach gewohnter Weise nach Hause treiben, da trat der wilde

Mann zu ihm und sprach: „Boroslaw, drei Jahre bist Du in meiner Nähe, länger kannst Du hier nicht bleiben, Du mußt Dich in der Welt umsehen und Dein Glück suchen. Wenn Du heute nach Hause kommst, kündige Deinem bisherigen Dienstherrn den Dienst und morgen mache Dich mit der Sonne auf den Weg. Ueber drei hohe Berge und eben so viele große Ströme, wirst Du auf eine große Ebene gelangen, auf welcher Du schon von Weitem ein großes, prächtiges Schloß sehen wirst, das ringsherum ein Garten einschließt. Dorthin lenke Deine Schritte und ersuche den Gärtner, daß er Dir einen Dienst gäbe, was er Dir nicht abschlagen wird."

Nach diesen Worten reichte er ihm drei Ringe, einen mit einem blauen, den zweiten mit einem rothen, den dritten mit einem weißen Stein und fuhr in seiner Rede also fort: „Nimm diese Ringe und bewahre sie wohl, sie werden Dich zu Glück und Ehre führen. Wenn Du als Gärtnergeselle Wasser schöpfen wirst, wird die jüngste Tochter des Königs, in dessen Diensten Du stehen wirst, aus einem Fenster des Palastes in den Garten hinabsehen; dann stecke den Ring mit dem blauen Steine schnell auf Deinen Finger. Bemerkt ihn die Königstochter und frägt sie Dich nach dem Preise des Ringes, so sprich: Der vierte Theil der Schätze der ganzen Welt sei kein allzuhoher Preis; ihr aber wollest Du den Ring geben, wenn sie Dir das Blümchen schenkt, welches sie unter ihrem Gürtel trage. Zum zweiten Male nimm den Ring mit dem rothen Steine und frägt Dich die Prinzessin nach seinem Preise, so antworte: Der Preis wären die Schätze der halben Welt, ihr aber wollest Du

ihn geben, wenn sie Dir ihr Armband schenkt. Beim dritten Male nimm den Ring mit dem weißen Steine, und wenn Dich die Prinzessin frägt, was Du dafür verlangest, antworte: Die Schätze der ganzen Welt können den Ring nicht bezahlen, will ihn aber die Prinzessin haben, so mag sie ihn eintauschen gegen den unbedeutendsten von den vielen Ringen, die sie auf ihren Fingern trägt. Sie wird jedesmal nach Deinem Verlangen thun; bewahre ihre Gaben wohl, bleibe gut und für das Weitere laß mich sorgen."

Boroslaw wollte seinem Wohlthäter für die vielen von ihm empfangenen Wohlthaten danken, als er ihn nirgends mehr erblickte. Gerne hätte er ihn auch ersucht, daß es ihm vergönnt wäre, Abschied zu nehmen von den Zauberorten, in denen er so glückliche Stunden verlebt hatte. Diese beiden Wünsche konnten nun nicht mehr erfüllt werden, und Boroslaw mußte den Rückweg in das Jägerhaus antreten. Als er dem Jäger den Dienst aufkündigte, war dieser sehr betroffen; denn er hatte den braven Jüngling lieb gewonnen; eben deshalb aber legte er ihm keine Hindernisse in den Weg, weil er selbst einsah, daß Boroslaw ein weit besseres Fortkommen finden werde, als er es in seinem Hause hatte. Desselben Abends zahlte der Jäger dem getreuen Diener seinen Lohn aus, und am folgenden Tage verließ Boroslaw, unter den wärmsten Segenswünschen des Jägers, bei Sonnenaufgang seinen bisherigen Aufenthaltsort.

Ueber drei hohe Berge führte ihn sein Weg, durch drei breite Ströme schwamm er und gelangte so zu dem königlichen Schlosse, das von dem großen Garten umgeben war. Er meldete sich bei dem Gärtner und ersuchte diesen, er

möchte ihn in den Dienst aufnehmen. Der schöne Jüngling gefiel dem Gärtner, er nahm ihn auf und wies ihm auch sogleich eine Arbeit an.

Boroslaw hatte sich in den drei Jahren mehr Kenntnisse gesammelt, als er selbst ahnte. In der Gärtnerei galt er bald für einen vollkommenen Meister; keiner von den vielen Gesellen kannte die Namen so vieler Blumen, keiner wußte so genau, was jeder zuträglich und was ihr nachtheilig wäre, keiner war in der Ausführung von Veränderungen, die manchmal der König selbst anordnete, so geschickt und gewandt, als er. Alle Arbeiten, die ihm aufgetragen wurden, verrichtete er zur vollen Zufriedenheit des Gärtners, der ihn wie seinen eigenen Sohn lieb gewann. Dies weckte den Neid zweier anderer Gesellen, die neben Boroslaw im königlichen Garten arbeiteten, und sie boten Alles auf, ihm die Zuneigung des Gärtners zu entziehen. Als mehrere ihrer falschen Kunstgriffe fehl schlugen, gingen sie in ihrer Bosheit so weit, daß sie sich Abends heimlich in den Garten einschlichen und Alles zerstörten, was Boroslaw den Tag über mühsam geordnet und gearbeitet hatte. Doch auch hierin wurden ihre boshaften Anschläge vereitelt, denn der wilde Mann stellte in der Nacht das Zerstörte schöner und künstlicher wieder her. Die boshaften Gesellen verzweifelten endlich, auf diese Art dem fleißigen und geschickten Boroslaw zu schaden, gaben aber dennoch ihre Pläne nicht auf, sondern warteten nur auf eine schickliche Gelegenheit, selbe auszuführen.

Der König, dessen Eigenthum der Garten war, hatte drei Töchter. Der Ruf von ihrer Schönheit hatte sich im

weiten Umkreise des Reiches und in benachbarte fremde Länder verbreitet. Unter den Prinzessinnen war die jüngste die schönste, — was ihr aber mehr Werth gab, war die Schönheit ihrer Seele; sie war freundlich und zuvorkommend gegen den Geringsten, und dabei so gütig, daß man von ihr zu sagen pflegte: Die Rosen ihrer Schönheit seien nur die Blüthen ihres Herzens, oder ihre Hand zähle mehr Bewunderer als ihre Wangen.

Dieselbe Prinzessin blickte eines Tages aus dem Fenster ihrer Wohnung in den Garten hinab, als eben Boroslaw ohnweit in letzterem Wasser schöpfte. Sogleich dachte dieser an die Worte des wilden Mannes, zog den Ring mit dem blauen Steine hervor und steckte ihn an seinen Finger. Die untergehende Sonne drückte ihren Abschiedskuß auf die Hand Boroslaw's, der blaue Stein erglänzte und entsendete prachtvoll gefärbte Strahlen nach allen Richtungen. Diese ungewöhnliche Erscheinung erregte die Aufmerksamkeit der Prinzessin, und als sie bemerkte, daß aus dem Steine an der Hand des Gärtnergesellen so wunderbares Licht ströme, ließ sie ihn fragen, um welchen Preis er den Ring verkaufen würde.

Boroslaw gab nach des wilden Mannes Weisung, folgende Antwort: „Der vierte Theil der Schätze der ganzen Welt wäre kein allzugroßer Preis für den kostbaren Ring; der Prinzessin aber werde ich den Ring geben, wenn sie mir das Blümchen schickt, welches sie unter ihrem Gürtel trägt."

Als der abgeschickte Diener Boroslaw's Antwort der Prinzessin hinterbrachte, schickte sie ihm das Blümchen und erhielt von ihm den Ring mit dem blauen Steine.

Am folgenden Tage sah die Prinzessin wieder aus dem Fenster, als Boroslaw Wasser schöpfen sollte. Sogleich steckte er den Ring mit dem rothen Steine auf seinen Finger. Das Rosenlicht, das dem Stein entströmte, ließ die Prinzessin bald die Quelle entdecken, und sie schickte einen Diener hinab, damit er den Gärtnergesellen nach dem Preise seines Ringes frage.

Der Diener brachte folgende Antwort: „Der Preis des Ringes sind die Schätze der halben Welt; die Prinzessin aber erhält ihn, wenn sie mir ihr Armband schickt.“ Die Prinzessin nahm ihr Armband von der Hand, schickte es dem Gärtnergesellen und erhielt dagegen den Ring mit dem rothen Steine.

Als am dritten Tage Boroslaw Wasser schöpfte und die Prinzessin wieder aus dem Fenster in den Garten hinabsah, steckte er schnell den Ring mit dem weißen Steine auf den Finger und sogleich verbreitete sich eine solche Helle ringsum, daß ihn die Prinzessin alsbald bemerkte. Sie schickte abermals einen Diener, um nach dem Preise des Ringes zu fragen, und erhielt die Antwort: „Die Schätze der ganzen Welt können den Ring nicht bezahlen, will ihn aber die Prinzessin haben, so mag sie ihn eintauschen gegen den unbedeutendsten von den vielen Ringen, die sie an ihren Fingern trägt.“ Die Prinzessin war mit dem Tausche einverstanden und erhielt so den Ring mit dem weißen Steine.

Boroslaw bewahrte die Gaben der Prinzessin sehr wohl, zog sie häufig hervor, als wolle er sich mit ihnen trösten, denn mit den Ringen hatte ihn auch die gewöhnliche Heiterkeit verlassen; traurig schlich er durch den Garten, selbst

seine Lieblinge, die Blumen, schienen ihn weniger zu erfreuen, als ehedem. Nur wenn die Prinzessin, die seine Ringe hatte, in den Garten trat, floh die Trauer von seinem Angesichte, sein Auge erglänzte im frischen Lichte, sein Herz pochte laut, und gerne wäre er zu ihr hingeeilt, um zu ihren Füßen hinzusinken und ihr zu bekennen, daß sie mit den Ringen auch sein Herz genommen habe. Da stellte ihm sein Verstand das Wagniß eines solchen Bekenntnisses vor, da er als Gärtnergeselle kaum in die Nähe der hohen Königstochter kommen durfte.

Bei solchen Betrachtungen erinnerte er sich an seine Blumen und es freute ihn, daß er wenigstens mittelst dieser zu der Prinzessin sprechen könne. Zu den Pflichten der Gärtnergesellen gehörten nämlich auch die, daß sie nach dem Alter den Prinzessinnen zu ihren Namensfesten einen Blumenstrauß bringen mußten. In der Erfüllung dieser Pflicht wetteiferten die Gesellen; jeder wollte den schönsten Blumenstrauß bereiten, und darum pflegten sie die schönsten Blumen sehr sorgfältig, um von den Prinzessinnen belobt zu werden.

Es kam das Namensfest der ältesten Prinzessin, und der älteste Gärtnergeselle band die schönsten Blumen zu einem Strauße, brachte diesen der Prinzessin und wurde von ihr belobt und belohnt.

Es kam das Namensfest der zweiten Prinzessin, und der jüngere Gärtnergeselle band die schönsten Blumen zu einem noch schöneren Strauße, als der seines Vorgängers war, darum war auch für ihn das Lob und die Belohnung größer.

Jetzt war Boroslaw an der Reihe. Er wählte im Voraus die schönsten Blumen aus und verdoppelte seine Pflege, um den schönsten Strauß der jüngsten Prinzessin bringen zu können.

Als das Namensfest kam, eilte er bei Sonnenaufgang in den Garten, um die Blumen zu pflücken und zum Strauße zu binden. Wie groß war aber sein Entsetzen, als er die Blumen, die er so sorgsam und so lange bis zum heutigen Tage gepflegt hatte, zerrissen, zerstreut, verwelkt umherliegen sah! Als er sich vom ersten Schrecken erholt hatte, eilte er zu andern Beeten, denn er hoffte im ganzen Garten dennoch so viele Blumen sammeln zu können, als er zu einem Strauße brauchte. Umsonst, er fand nirgends ein Blümchen, das schön genug gewesen wäre, um der Prinzessin dargebracht zu werden. Auf's Höchste betrübt, schlich er in seine Kammer und wartete voll Verzweiflung, bis der Gärtner kommen werde, um den Strauß anzusehen. Am meisten verdroß ihn, daß ihn seine Mitgesellen ausspotten würden, denn er kannte ihre Bosheit sehr wohl. Je näher die Stunde heranrückte, wo er den Strauß übergeben sollte, desto betrübter wurde er. Da öffnet sich langsam die Thür seines Gemachs und Boroslaw bedeckt, in der Meinung, der Gärtner komme, sein Gesicht mit beiden Händen; als aber keine Stimme laut wird, erhebt er sein Haupt und sieht den wilden Mann vor sich stehen. Rasch springt er auf und will seinem Wohlthäter den Unfall, der ihn traf, klagen; dieser aber winkt ihm zu schweigen, und spricht: „Laß die Klagen, ich weiß, was geschehen, denn ich kenne die Bos-

heit Deiner Neider. Sei getrost, sie sollen Dir nicht schaden, nun aber folge!"

Der wilde Mann verließ das Zimmer und schritt dem Gartenaltane zu. Dort angekommen, erblickte Boroslaw einen so wunderschönen Blumenstrauß, daß er selbst, obgleich er früher viele Zauberblüthen in dem Garten des wilden Mannes gesehen hatte, seinen Augen kaum traute. Auf einen Wink des wilden Mannes nahm Boroslaw den Blumenstrauß und eilte frohen Muthes zum Gärtner, der sich über die nie gesehenen Blumen und den künstlich gebundenen Blumenstrauß nicht genug verwundern konnte.

Indeß war die Zeit schnell verstrichen und die Stunde gekommen, zu welcher der Blumenstrauß übergeben werden sollte, daher begab sich Boroslaw jetzt in den Palast. Auf dem Wege begegnete er seinen zwei Mitgesellen, die ihm, höchlichst verwundert, nachsahen, denn sie konnten es nicht begreifen, wie er zu dem Strauße gekommen, da sie alle seine Blumen vernichtet hatten.

Die Prinzessin freute sich sehr über das Angebinde, den herrlichen Blumenstrauß, den sie sogleich ihren älteren Schwestern zeigte, die es nicht wenig verdroß, daß ihre jüngere Schwester einen schönern Blumenstrauß erhalten hatte.

Von dieser Zeit an lebte Boroslaw glücklich, denn er konnte die schöne Prinzessin fast täglich sehen, weil sie nun häufig in den Garten kam, ja einigemal sich sogar mit ihm in ein Gespräch einließ. Das Einzige versetzte ihn manchmal in eine traurige Stimmung, daß ihn der wilde Mann noch immer als Gärtnergesell im Dienste ließ; in diesem Stande durfte er sich der Königstochter kaum nähern, was

seine Sehnsucht nach dem Augenblicke, wo er als Fürst würde auftreten können, von Tag zu Tage glühender machte.

Der ersehnte Augenblick sollte früher kommen, als Boroslaw wähnte. Ein zahlreiches feindliches Heer überzog den König, bei welchem Boroslaw diente, mit Krieg, der ein regeres Leben in den Palast brachte. Kriegshaufen sammelten sich in der Nähe der Residenz, ihre Führer kamen und gingen, um die Befehle des Königs zu empfangen, die empfangenen den Kriegern mitzutheilen. Bei Tage tönten kriegerische Lieder aus den Lagern der einzelnen Abtheilungen, bei der Nacht prasselten die Wachtfeuer durch die tiefe Grabesstille, die nur selten von dem Rufe eines Wachtpostens gestört wurde. Endlich war das ganze Heer versammelt und es trat mit dem König an der Spitze seinen Marsch gegen den Feind an.

Traurig blickte der junge Fürst dem abziehenden Heere nach; denn es schmerzte ihn, daß er unthätig zu Hause bleiben sollte, da er doch das Schwert zu führen und ein muthiges Schlachtroß zu leiten verstand. Er wünschte nichts sehnlicher, als daß der wilde Mann zu ihm komme, denn er hoffte ihn durch Bitten bewegen zu können, daß er ihn dem Heere nachziehen lasse. Wie gerufen erschien dieser am folgenden Tage und führte ihn auf sein Bitten in einen nahen Wald, wo er ihm die Rüstung eines Ritters gab und ein muthiges Pferd vorführte. Schnell warf sich Boroslaw in die Rüstung, bestieg das Streitroß und ritt in jener Richtung, die ihm der wilde Mann angab, dem Feinde entgegen. Als am nächsten Tage die Sonne im höchsten Glanze

stand, sah er, wie sich in der Ferne dunkle Staubwolken erhoben, durch welche glänzende Waffen blitzend leuchteten.

Boroslaw gab seinem Rosse die Sporen und es trug ihn in wenigen Augenblicken zum Heere. Da sieht er den König von Feinden umgeben, die von allen Seiten auf ihn eindringen, um ihn gefangen zu nehmen; schnell wie der Blitz wirft er sich auf sie, haut links und rechts mit seiner ganzen Kraft, und gelangt an die Seite des Königs eben noch zur rechten Zeit, um einen tödtlichen Schlag von dessen Haupte abzuwenden, den er mit dem linken Arme auffängt. Blut strömt aus seiner Wunde, er achtet aber dessen nicht, sondern dringt muthig auf die Feinde ein; das Gefolge des Königs, von dem Beispiele des Helden angefeuert, ermannet sich und dringt — der König voran — so tapfer gegen die Feinde vor, daß diese weichen und bald in wilder Flucht davoneilen. Im Gedränge sieht der König die noch immer blutende Wunde seines Retters, zieht ein Seidentuch hervor, zerreißt es in zwei Hälften und verbindet mit einer derselben die Wunde des Ritters. Hierauf will er dem tapfern Unbekannten danken, aber das unbändige Roß trägt diesen fort und verschwindet in weiter Ferne. Im ganzen Heere läßt der König nach seinem Befreier fragen. Niemand wußte, wo er hingerathen; der wilde Mann wußte es aber wohl, denn er stand bald darauf vor dem Verwundeten, der in seiner Gärtnerwohnung auf dem Lager ruhte, und verband dessen Wunden.

Die Feinde waren gänzlich besiegt, der Krieg beendet, und der Sieg sollte glänzend gefeiert werden. Vor Allem hätte der König Einen bei dem Feste gerne gesehen, und

dieser war eben sein vermißter Retter, der das Meiste zu dem erfochtenen Siege beigetragen hatte. Noch einmal ließ er ihn in seinem ganzen Reiche vorrufen, und versprach ihm eine königliche Belohnung; doch auch dieses letzte Mittel hatte die gewünschte Wirkung nicht.

Mittlerweile wurden Anstalten zum Feste gemacht, das in nie gesehener Pracht gefeiert werden sollte, da derselbe Tag nebstbei zu drei anderen Feierlichkeiten bestimmt war. Der König wollte nämlich, daß ein großes Turnier abgehalten werde, bei welchem jede der Prinzessinnen vom Balkon einen Apfel hinabwerfen und demjenigen als Gemahlin angehören sollte, der ihren Apfel auf einer Lanzenspitze auffinge.

Die Schönheit der Prinzessinnen zählte in dem weiten Reiche viele Bewunderer, und so kam die Blüthe der Ritterschaft in großer Menge noch vor dem festgesetzten Tage in die königliche Residenz, bereitete sich zum nahen Kampfe und brannte vor Begierde, den Apfel einer von den Königstöchtern auf ihren Lanzenspitzen zu sehen.

Der Tag des Turniers erschien. Schon vor Sonnenaufgang stand Boroslaw, der bereits von seiner nicht sehr bedeutenden Wunde genesen war, am Fenster seiner kleinen Wohnung, ließ vor seiner Seele alle die Ritter, die er in den jüngst verflossenen Tagen ankommen sah, vorübergehen, und mühte sich zu errathen, welche aus der großen Menge die Sieger sein würden. Da trat der wilde Mann zu ihm und führte ihn aus dem Schlosse, wo noch Alles im tiefen Schlafe lag, unbemerkt in den nahen Wald. Ein muthiger Goldfuchs stampfte, an einem Baume angebunden, ungeduldig die Erde; sein Geschirr und die Rüstung strotzte von

Gold und Edelsteinen. Nicht minder prächtig war die Waffenrüstung, die der wilde Mann unserm Boroslaw brachte; rasch schnallte er sich dieselbe um und bestieg das Roß. Wie der junge Gott des Krieges saß er auf dem edlen Thiere, so daß der wilde Mann wohlgefällig eine Weile ihn betrachtete und ihm dann befahl, in das Schloß zu eilen, um den Preis zu erringen.

Wie der Blitz flog der Goldfuchs durch die Ebene dem Schlosse zu, und unser Ritter kam eben zur rechten Zeit, um sich unter die vor dem Balkon harrenden Ritter zu mischen. Gleich darauf trat die älteste Prinzessin, von dem Könige und ihren Schwestern begleitet, heraus, und warf den Apfel unter die versammelten Ritter. Der Goldfuchs Boroslaws wußte seinem Herrn so schnell die Bahn zu brechen, und dieser verstand die Lanze so geschickt zu führen, daß sich bald die Blicke Aller nach ihm wendeten, denn auf seiner Lanzenspitze steckte der Apfel der Königstochter; aber im nächsten Augenblicke arbeitete sich der Sieger durch die gedrängte Menge durch — und verschwand. Während man im Schlosse noch immer nach dem Sieger forschte, saß dieser, nachdem er seine Rüstung im Walde abgelegt hatte, in seiner kleinen Gartenkammer.

Am folgenden Tage sollte die jüngere Prinzessin den Apfel vom Balkon werfen. In großer Spannung wartete man auf die Stunde; sie kam, und die Prinzessin traf in Begleitung ihres Vaters und ihrer Schwestern auf dem Balkon ein und warf den Apfel aus ihrer Hand unter die Ritter. Da braust wie auf Windesflügeln ein Ritter auf einem schneeweißen, stattlichen Rosse im himmelblauen, silber-

gestickten Gewande durch die Menge, fängt mit seiner Lanze den Apfel auf und ist im Galopp eben so schnell verschwunden, als er gekommen war. Wohl setzten ihm einige Ritter nach, kehrten aber bald zurück, ohne den Fremden erreicht zu haben.

Am dritten Tage sollte das Turnier abgehalten und nach dessen Beendigung von der jüngsten Prinzessin der Apfel vom Balkon geworfen werden. Damit aber der Sieger, wie an früheren Tagen, nicht entkommen könne, befahl der König, jedem Ritter nachzuschießen, der es versuchen sollte, mit dem Apfel zu entfliehen.

Bei Sonnenaufgang eilte Boroslaw in den Wald, denn er sollte dem Willen des wilden Mannes gemäß an dem Turniere nicht nur, sondern auch an dem Wettkampfe um den Apfel der jüngsten Prinzessin Theil nehmen. Er freute sich sehr auf den Augenblick, wo es ihm gegönnt sein sollte, vor den Augen der Prinzessin seine Stärke und Gewandtheit zu zeigen. Darum war sein Erstaunen groß, als ihm der wilde Mann ein kleines, unansehnliches Roß, das noch obendrein mit einem beschädigten Hufe schlecht fortkommen konnte, vorführte und eine abgetragene Rüstung brachte. Roß und Rüstung waren von schwarzer Farbe, ins Röthliche spielend, und die letztere so höchst einfach, daß gewiß kein Einziger von den anwesenden Rittern ärmlicher ausgestattet war. Dies verdroß den jungen Fürsten und er äußerte seinen Unmuth unverhohlen, indem er zum wilden Manne sprach: „Soll ich auf diesem Rosse, in dieser Rüstung auf dem Kampfplatze erscheinen und mich dem Gelächter aller Anwesenden aussetzen?“

„Laß sie lachen," sprach der wilde Mann ernst, „Du aber nimm jetzt die Rüstung und besteige Dein Roß, das Dich zum Glücke führen wird."

Die letzten Worte besänftigten den Unwillen unsers Helden; er nahm die Rüstung, schnallte sie um und bestieg das Roß. Seine Haltung und der prächtige blaurothweiße Helmbusch stachen sonderbar gegen die schlechte Rüstung und das unansehnliche Roß ab. Von den besten Wünschen des wilden Mannes begleitet, trat Boroslaw den Weg zum Residenzschlosse an.

Im Schloßhofe angekommen, wurde er gar nicht beachtet, denn der Kampf hatte so eben begonnen und die Blicke der Zuschauer waren nach dem Kampfplatze gewendet. Mühsam drängte er sich bis zu den Schranken vor, und sah einen Ritter, von seinem Gegner in den Sand geworfen, davontragen. Ehe dieses ausgeführt werden konnte, stand schon ein neuer Gegner dem Sieger gegenüber, der gleich im ersten Gange das Schicksal des ersten Gegners theilte. So wechselte das Glück, bis endlich ein Ritter, dessen Farben blauweiß waren, drei Gegner nacheinander in den Sand streckte. Stolz auf den dreifachen Sieg blieb der Ritter auf dem Kampfplatze und wartete, ob nicht ein neuer Gegner erscheinen werde. Schon erhoben sich einzelne Stimmen und wollten ihn, da kein Gegner in den Schranken erschien, als den Sieger des Tages ausrufen, da ritt Boroslaw auf seinem unansehnlichen Rößlein in die Schranken ein, um den Kampf mit dem bisherigen Sieger zu wagen. Von vielen Seiten erhob sich ein lautes Gelächter, und der Ritter Blauweiß ritt zu unserm Ritter heran und rief ihm zu: „Herr Ritter,

nehmt ein anderes Roß, denn mit diesem könnt Ihr unmöglich einen Kampf wagen.“

„Nicht mein treues Roß, sondern ich werde kämpfen!“ erwiederte Boroslaw scharf.

„Ihr wollt es so und ich muß es zufrieden sein, wiewohl ich Euch herzlich bemitleide.“

„Laßt das Mitleid für den Besiegten!“ rief Boroslaw, und der Kampf begann.

Schon im Beginne sah Ritter Blauweiß, daß sein Gegner nicht zu verachten sei, und bald hatte er dessen Mitleid nöthig, denn Boroslaw traf ihn mit seiner Lanze so gut in das geschlossene Visir, und die Lanzenspitze verletzte ihn so bedeutend an der Stirne, daß er betäubt zu Boden fiel und sein Leben geendet hätte, wenn sein Besieger mit der Lanze nachstieß. Boroslaw that es aber nicht, sondern zog die Lanze aus dem Visir und stellte sich auf dem Kampfplatze auf, neue Gegner erwartend. Diese ließen nicht lange auf sich warten, denn Jeder glaubte, mit leichter Mühe über den Bettelritter, wie man Boroslaw nannte, Meister werden zu können. Erst als Boroslaw drei Gegner zu dem ersten recht unsanft in den Sand gebettet hatte, wollte Niemand einen Kampf mit ihm wagen. Somit wurde er als Sieger ausgerufen und erhielt von der Königin des Tages, der jüngsten Prinzessin, den Preis, der in einer reich mit Gold und Perlen gestickten Schärpe bestand, welche, sonderbar genug, die Farben blau, roth und weiß hatte. Jedermann fragte, wie der Sieger heiße und woher er wäre, aber Niemand konnte Auskunft geben, da Boroslaw wohlweise das Visir geschlossen ließ. Alles Nachfragen hörte aber

mit einem Male auf, als die schönste Königstochter mit ihrem Vater und ihren Schwestern auf den Balkon trat, um mittelst des Apfels ihren künftigen Lebensgefährten zu erfahren. Jetzt fällt der Apfel vom Balkon und in derselben Minute sieht man ihn auf der Lanzenspitze des Ritters, den man bei seinem Erscheinen ausgelacht, später aber als Sieger bewundert hatte. Ein neues Staunen überfällt die gesammte Versammlung, da der Ritter durch die Volksmenge sich drängt und im Galopp davonreitet. Einige Ritter sprengen ihm nach, und auf des Königs Geheiß nimmt ein Schütze den Bogen und sendet dem Davonreitenden einen Pfeil nach, welcher dessen linke Hand trifft; dennoch erhält sich der Ritter auf dem flüchtigen Rosse und erreicht glücklich den Wald. Unverrichteter Sache kehren die nachsetzenden Ritter zurück.

Das Fest war zu Ende. Jede der drei Königstöchter hatte durch den Apfelwurf einen Gemahl erhalten, doch, ohne ihn zu kennen, auch verloren. Neuerdings forschte man nach und wendete alle Mühe daran, jene Ritter auszukundschaften, welche mit den Aepfeln entflohen waren, denn Niemand ahnte, daß es eine und dieselbe Person wäre. Als sich jedoch alle Nachforschungen fruchtlos zeigten, gab der König seinen Töchtern die Erlaubniß, daß sich jede einen Gemahl frei wählen könne, wobei er sein königliches Wort zum Pfande gab, daß er seine Einwilligung nicht versagen werde, wer auch immer die Gewählten seien.

Von dieser Erlaubniß ihres königlichen Vaters machten die zwei älteren Prinzessinnen sogleich Gebrauch und jede wählte aus den anwesenden Rittern ihren Gemahl; als man

aber die jüngste Prinzessin fragte, wen sie zu ihrem Gemahl auserkoren habe, antwortete sie: „Mein Gemahl soll der jüngste Geselle des königlichen Gärtners sein.“ Eine solche Antwort hatte man nicht erwartet, deshalb war das Befremden allgemein; der König zürnte, konnte aber des gegebenen Wortes wegen seine Einwilligung nicht versagen und ließ den Gärtnergesellen holen. Dieser kam; die verwundete linke Hand war mit demselben Tuche verbunden, mit welchem der König auf dem Schlachtfelde den Blutlauf seines Befreiers zu hemmen versuchte. Kaum erblickt dies der König, verläßt er eilends den Balkon, eilt dem Ankommenden entgegen und stellt denselben dann vom Balkone herab als seinen Befreier und Retter vor. Groß war der Jubel des Volkes, wurde aber noch lauter, als Boroslaw die Aepfel vorzeigte. Selbst die Ritter neigten sich ehrerbietig vor dem heldenmüthigen Jünglinge, und es gab in dem Augenblicke nur zwei Personen in der Residenz, die mit Geringschätzung auf Boroslaw herabsahen, weil er von niedriger Geburt wäre. Diese Personen waren die beiden älteren Prinzessinnen; doch auch diese wußten bald keinen Grund mehr vorzubringen, als es sich herausstellte, daß er Fürst von Geburt sei. So wie sie früher verächtlich und spöttisch auf ihre Schwester sahen, ebenso beneideten sie dieselbe, da ihr der schönste, berühmteste und angesehenste Gemahl zu Theil geworden war.

Am folgenden Tage sollte die Vermählungsfeier der drei Paare stattfinden, aber Boroslaw bat damit inne zu halten, bis er seine Eltern abgeholt hätte, was ihm auch zugestanden wurde. Schon am nächsten Tage machte er sich auf

die Reise. Laut schlug sein Herz, als er in die Nähe seiner Heimath kam. Er stieg hinab in die Vergangenheit seiner ersten Jünglingsjahre, und Erinnerung führte ihn den Thränenpfad, den er damals wandelte, nur mit dem Unterschiede, daß er damals vom väterlichen Hause floh, und die Zukunft dunkel und unglückschwanger vor seinen Augen stand, wie sie jetzt im Rosenlichte der Hoffnung sich zeigte, da er ja mit jedem Schritte seinen Eltern näher kam und sie gesund und glücklich zu treffen sich Hoffnung machte. Diese freudige Hoffnung wurde jedoch getäuscht, denn er fand die Eltern in größter Armuth und Dürftigkeit. Jene Gäste, welche vor mehreren Jahren, da sie den wilden Mann nicht zu sehen bekamen, sich getäuscht sahen und racheglühend die Burg verließen, vereinigten sich gegen den Fürsten, überzogen ihn mit Krieg, besiegten ihn, eroberten seine Burg und nahmen alle seine Reichthümer. Mit diesen war jedoch auch der Hochmuth des alten Fürsten gewichen, Armuth hatte ihn gebessert.

Der alte Fürst und seine Gemahlin trauerten sehr um ihren Liebling Boroslaw, den sie lange für todt hielten. Wie groß war nun ihre Freude, als sie ihn kommen sahen! Boroslaw erzählte ihnen alle seine Abenteuer und schloß seine Erzählung mit folgenden Worten: „Liebe Eltern, kommet mit mir an den Hof meines Schwiegervaters, der Euch mit Freuden willkommen heißen wird."

Dieser Vorschlag gefiel und wurde angenommen. Man schickte sich zur Reise an und verließ ungesäumt die Burg, die meist nur traurige Erinnerungen darbot. Am Hofe des Königs angekommen, wurden sie feierlich empfangen und

prächtige Zimmer im königlichen Palaste ihnen angewiesen. Dann wurde die Vermählungsfeier begangen.

An demselben Tage, als es dunkel zu werden begann und die zahlreichen Gäste den Freuden der Tafel und des Weines huldigten, trat Boroslaw an's Fenster, das in den Garten führte. Da erblickt er den wilden Mann, der ihm winkt, hinunter in den Garten zu kommen. Boroslaw eilt hinab und dankt dem wilden Manne auf das Innigste für das Glück, zu welchem er ihn geführt hatte; aber der wilde Mann verläßt schweigend den Garten und winkt ihm, zu folgen; Boroslaw gehorcht und der wilde Mann führt ihn zu dem schon bekannten nahen Walde und in diesem auf eine Wiese, auf welcher ein großer Scheiterhaufen aufgeschichtet war. Neben diesem stand ein Holzblock und auf demselben lag eine Axt von Holz. Boroslaw erschrak, als er alle diese Vorbereitungen erblickte; der wilde Mann aber sprach zu ihm: „Nimm die Axt, und wenn ich meinen Kopf auf den Holzblock gelegt habe, trenne ihn mit derselben vom Rumpfe und wirf Leib und Kopf in den Scheiterhaufen."

„Nein," rief Boroslaw entsetzt, „auf so furchtbare Weise will ich meinen Dank für Deine vielen Wohlthaten nicht kund geben."

„Du mußt," erwiederte der wilde Mann sehr ernst, „sonst werde ich Dir thun, was Du mir nicht thun willst."

Obwohl ungern, nahm Boroslaw die Axt; der wilde Mann legte seinen Kopf auf den Holzblock — und mit einem Schlage war der Kopf vom Rumpfe getrennt. Dann wälzte Boroslaw den blutenden Riesenleichnam auf den

Scheiterhaufen und warf auch den Kopf dazu. Sogleich verwandelte sich das Blut, das aus der Wunde spritzte, in Feuerflammen, die den Holzstoß ergriffen, daß er bald lichterloh brannte. Eine Weile prasselte das Feuer, die Flamme erhob sich, und aus derselben sprang ein wildes Roß, welches dreimal wiehernd um den Holzstoß rannte und dann wieder in die Flammen sprang. Nach und nach erlischt das Feuer, der Holzstoß sinkt, und aus dem letzten schwachen Flämmchen fliegt eine schneeweiße Taube auf, erhebt sich in der Luft und verschwindet in den Wolken. Zugleich war auch jede Spur des Scheiterhaufens verschwunden, eine heilige Stille lagerte sich über dem Walde und nur aus weiter Ferne hörte man die Worte herüberhallen:

„Hochmuth führte mich durch's Leben,
Hochmuth zog den Sohn mir auf,
Bis er durch der Sünden Last
Endete den Lebenslauf.

Dafür ward ich hart gestraft —
Bis mich von des Unthiers Last
Du, den Tugend ich gelehret,
Dankbarlich befreiet hast.“

Nachdem lange schon diese Worte verhallt waren, erhob sich der junge Fürst, verließ traurig den Ort, wo er seinen Wohlthäter begraben hatte, und ging in das Schloß zurück, wo die Gäste noch munter beisammen saßen.

Als der König alt wurde und die Regierungsgeschäfte nicht besorgen konnte, übergab er sie seinem Schwiegersohne Boroslaw, ja bald darauf trat er ihm die Krone ganz ab.

Nun vertraute der junge König einen Theil der Regierungsgeschäfte seinen zwei Brüdern, die bald nach seiner Vermählung, gleichfalls durch die Armuth gebessert, zu ihm gekommen waren, lebte glücklich mit seiner schönen Gemahlin, geliebt von seinem Volke, und regierte viele Jahre.



Das Märchen vom Glücksvogel.

In einem Walde wohnte ein Jäger. Früh Morgens begab er sich gewöhnlich in den Wald und kam Mittags beutebeladen nach Hause. Eines Tages aber war schon Mittag lange vorüber und er noch immer nicht zurückgekehrt; daher fürchtete seine Gattin, daß ihm ein Unglück zugestoßen wäre, was sie veranlaßte, öfters das Haus zu verlassen und nachzusehen, ob der Rückkehrende noch nicht zu sehen sei.

Dem Jäger war indeß nichts begegnet, was die Befürchtungen seiner Gattin gerechtfertigt hätte, außer daß er kein Wild zu Gesichte bekam. Es war, als ob ihm, wohin er sich auch wenden mochte, ein Warnungsruf voranginge, den das Wild verstanden und auch befolgt hätte, indem es sich bei Zeiten aus jener Gegend zurückzog, wohin der Jäger seine Schritte lenkte. Dies

erfüllte seine Seele um so mehr mit Verdruß, da er noch nie leer nach Hause gekommen war. Er nahm sein gutes Gewehr in die Hand, spannte den Hahn, um alsogleich schußfertig dazustehen, wenn sich ein Wild blicken ließe, verdoppelte seine Aufmerksamkeit und seine Schritte; doch immer umsonst. Da erblickte er plötzlich ein kleines Vöglein, das sich sorglos auf einem Baumaste wiegte; es war aber so wunderschön, daß es dem Jäger leid that, dasselbe zu schießen.

Doch diese mitleidige Regung war bald vorüber, als er sich erinnerte, daß er heute noch nichts geschossen habe; er legte das Gewehr an — und das Vöglein fiel von seinem Schusse wohlgetroffen zur Erde. Er hob es auf und betrachtete sein buntes, herrliches Gefieder, und hätte wohl längere Zeit mit dem Besehen des Vögleins zugebracht, wenn ihn nicht folgende Frage aus demselben gerissen hätte.

„Wisset Ihr wohl auch, was für einen Vogel Ihr geschossen habt?“ Der Jäger wendete sich um und sah ein altes Mütterchen vor sich stehen, das ihm diese Frage stellte.

„Mir ist es gleichgiltig,“ erwiederte der Jäger; „ich sehe nicht auf das Gefieder, und darum macht es mir wenig Freude, daß gerade dieser ein schöneres hat, als ein anderer.“

„Dessen ungeachtet kann und wird es Euch nicht gleichgiltig sein, wenn Ihr erfahret, daß Ihr den Glücksvogel geschossen habet. Sehet mich immerhin verwundert an, es ist nicht anders, der Glücksvogel ist's, den Ihr geschossen habt; wer sein Herz genießt, findet täglich unter seinem Kopfkissen drei Dukaten, und wer seinen Kopf verzehrt, wird einst König werden.“

„Glaubst Du, Alte, ich sei Thor genug, um Deinen Worten zu trauen?"

„Trauet nur und handelt auch darnach, Ihr werdet erfahren, daß ich Euch nicht zum Schaden gerathen habe."

Nachdem sie diese Worte gesprochen, verschwand sie vor den Augen des Jägers, was diesen in dem Glauben bestärkte, daß eine gute Zauberin ihm erschienen wäre, deren Rath ihn zum Glücke führen müsse. Schnell warf er seine Büchse um die linke Schulter und eilte nach Hause. Seine zwei Söhne Fortunat und Ales kamen ihm entgegen und nahmen den Vogel aus seiner Hand und eilten voraus in das Jägerhaus, um der Mutter das herrliche Gefieder des unbekannten Vögleins zu zeigen. Diese wunderte sich sehr über die unvergleichliche Schönheit des nie gesehenen Vögleins, und als ihr Gatte ankam, fragte sie ihn, was damit geschehen solle.

„Das ist doch nicht schwer zu errathen, mein liebes Weib," sprach der Jäger, „brate den Vogel und zwar gleich, damit wir ihn essen können, wenn ich aus dem Walde, wohin ich mich noch einmal begeben muß, zurückgekehrt sein werde. Aber gieb Acht, Weib, laß kein Stückchen verloren gehe, sonst steht es mit uns Allen sehr schlimm."

Der Jäger ging hinaus in den Wald, seine Gattin rupfte den kleinen Vogel ab und steckte ihn dann auf den Bratspieß, unter welchen sie Feuer gemacht hatte; weil sie aber im Hofraume zu thun hatte, stellte sie ihre beiden Söhne zu dem Bratspieße und befahl ihnen, denselben zu drehen und Acht zu geben, daß der Vogel nicht verbrannt werde.

Die Knaben standen nun am Heerde, einer beaufsichtigte das Feuer, während der andere den Bratspieß drehte, beide aber sahen mit Verlangen auf den Braten, den sie lieber auf ihren Zähnen als am Spieße gesehen hätten. Da fällt der Kopf des Vogels ab und gleich darauf auch das Herz, welches die Jägersfrau ausgeschnitten und unter einem Flügel befestigt hatte. Jeder von den Knaben ergriff schnell ein Stück, dann sahen sich beide an, als ob einer den andern fragen wollte, was nun anzufangen wäre.

„Bruder," sagte der ältere Knabe zu seinem jüngeren Bruder, „was werden wir mit diesen Stückchen machen? Wie wäre es, wenn Du das Herz Dir nähmest, ich den Kopf behielte? An dem Kopfe ist ohnehin gar nichts, und das Herz — nun, wir können sagen, daß das Vöglein vermuthlich keines gehabt habe."

„Ich bin mit Deinem Vorschlage ganz einverstanden," erwiederte Fortunat, „aber was wird der Vater sagen, wenn er nach Hause kommt, Du weißt ja, wie hart er uns wegen jeder Kleinigkeit straft; zudem hat er ja ausdrücklich befohlen, Acht zu geben, damit ja nicht das kleinste Stückchen verloren ginge."

„Das hat er nur so hingeworfen; Kopf und Herz pflegen wir ohnehin von allem Geflügel zu bekommen, es wird wohl diesmal nicht anders sein, und dann ist's also gleichgiltig, ob wir früher oder später essen."

Fortunat hatte nicht minder Appetit, das Herz zu verzehren, als Ales den Kopf gern verzehrt hätte; darum gab er den Worten seines Bruders bald nach, aß das Herz, während sich der ältere Ales mit dem Kopfe begnügte.

Kaum war dies geschehen, trat die Mutter ein und, an den Heerd schreitend, bemerkte sie auf den ersten Blick, daß der Kopf des Vogels fehle.

„Ihr gottvergessenen Burschen!“ rief sie, „wo ist der Kopf? Hast Du Appetit auf ihn bekommen, Du Leckermaul?“ fragte sie mit drohender Stimme den jüngern Fortunat, den sie weniger liebte.

„Nein, Mutter,“ entschuldigte sich dieser, „den Kopf aß Ales und bewog mich, das Herz zu verzehren.“

„Das ist eine saubere Geschichte; der Vater befiehlt Acht zu geben, daß nicht das geringste Stückchen verloren gehe, und nun — wartet nur, ihr ungerathenen Kinder, bis der Vater nach Hause kommt, dann werdet Ihr jeder Euren gehörigen Theil bekommen.“

Die letzten Worte der Mutter erfüllten die Kinder mit Schrecken, denn sie kannten den Vater nur zu gut, und deshalb verließen sie alsbald die Küche, um außerhalb der Tragweite der Hand ihrer Mutter sich zu befinden. Doch auch im Hofraume wollten sie nicht bleiben, da der Vater jeden Augenblick kommen konnte.

„Komm, Bruder, laß uns in den Wald gehen und dort bleiben, bis die erste Aufwallung vorüber ist,“ sagte Ales, faßte den Bruder bei der Hand und sie liefen in den Wald. Doch im Laufe kam es ihnen vor, als ob sie die Stimme des erzürnten Vaters hörten, und sie liefen daher immer schneller, um ihm zu entgehen. Ja selbst im Walde angekommen, wähnten sie sich noch nicht sicher; daher liefen sie ohne Unterlaß weiter, bis sie ganz ermüdet unter einem Baume niedersanken. Als sie sich etwas erholt hatten, blick-

ten sie nach allen Seiten und sahen, daß sie sich im dichtesten Walde befanden.

„Wirst Du nach Hause gehen?" fragte nach kurzem Schweigen Fortunat den Bruder. „Wenn ich ein Narr wäre," antwortete dieser; „ich soll mich schlagen lassen? nein, ich will lieber hingehen, wo meine Augen mir den Weg zeigen."

„Aber wohin sollen wir gehen? wer wird uns zu essen geben? O, wenn ich gewußt hätte, wie Alles ausfällt, ich hätte mich gehütet, das Herz zu essen," klagte Fortunat, wodurch er nicht undeutlich zu verstehen gab, daß es wohl besser wäre, nach Hause zurückzukehren.

„Thue, wie Du willst, ich gehe nicht mehr nach Hause. Ist es mir doch, als ob mir Etwas zuriefe, daß uns der Vater todtschlagen werde. Und warum sollen wir so viel Furcht haben, giebt es denn nicht mehr Menschen in der Welt? Laß die Klagen, Bruder, wir werden nicht zu Grunde gehen."

Diese und ähnliche Reden erhoben den gesunkenen Muth Fortunat's, und nachdem sich die Knaben erholt hatten, gingen sie weiter. Es begann dunkel zu werden, als sie hinter dem Walde in ein Dorf kamen. Der Hunger stellte sich mit zunehmender Müdigkeit ein und sie hatten keinen Heller Geld. Was sollten sie thun? Nach langem Hin- und Herschwanken faßten sie Muth und traten in eine Hütte ein, wo sie um etwas Essen und ein Nachtlager baten. Die guten Landleute gaben ihnen beides. Als sie sich sattgegessen hatten, dankten sie den gastlichen Leuten und legten sich auf das Stroh, welches man ihnen mittlerweile gebracht hatte,

und schliefen bald ein. Des andern Tages standen sie früh auf, nahmen von der Bäuerin ein Stück Brot und gingen weiter, ohne zu wissen wohin.

Als sie weggegangen waren und die Magd das Strohlager aus der Stube tragen wollte, fand sie in der Kopfseite drei Dukaten, die sie der Bäuerin zeigte. Diese rief den Bauer herbei und erzählte ihm den Vorfall; beide wunderten sich sehr darüber und kamen endlich darin überein, die Knaben seien die Söhne eines vornehmen Herrn gewesen, die vielleicht zum Scherz in ihrem Dorfe blieben und die Bereitwilligkeit, mit welcher der Hausherr sie aufgenommen, reichlich belohnen wollten. Die Bäuerin bereuete nun freilich, daß sie ihnen kein weicheres Bett gegeben und nichts Besseres zu essen gereicht habe, und hätte ihr Vergehen, wie sie sagte, gern gut gemacht; doch es war zu spät. Denn die Knaben hatten bereits das Dorf weit hinter sich und wußten gar nicht, wie reichlich sie die gutmüthigen Bauersleute für das Nachtlager belohnt hatten.

Am Abende desselben Tages kamen die Knaben zu einem kleinen Edelsitze, wo gerade der Edelmann selbst zugegen war. Als die Knaben in den Hof eintraten und um etwas Essen und ein Nachtlager baten, gefielen sie dem Edelmanne sehr, und er fragte sie, woher sie kämen und wohin sie gingen.

Die Brüder erzählten nun aufrichtig ihre kurze Lebensgeschichte, und als sie hierauf der Edelmann fragte, ob sie bei ihm bleiben wollten, willigten sie voll Freude ein.

Nach dem Abendessen führte man die Knaben in ein besonderes Zimmer, welches hinfort ihr Wohnzimmer sein

sollte. Ermüdet und voll guter Hoffnung, daß es ihnen von nun an wohlgehen werde, schliefen sie ein und erwachten erst dann, als die Sonne ihre goldenen Strahlen in ihr Wohnzimmer tauchte. Kaum hatten sie sich angekleidet, rief man sie zum Frühstück in das Speisezimmer, wo sie der Edelmann bereits erwartete. Hier übergaben sie den Schlüssel zu ihrem Wohnzimmer einer Magd, die sich entfernte, um das letztere zu ordnen. Hiermit beschäftigt, fand sie unter dem Kopfkissen drei Dukaten, die sie dem Herrn brachte. Dieser verwunderte sich sehr, sagte aber kein Wort, weil er der Meinung war, daß die Knaben die Goldstücke suchen, und wenn sie selbe nicht gefunden hätten, darnach fragen würden. Als aber die Knaben den ganzen Tag von den Goldstücken keine Erwähnung machten, am zweiten, dritten und an den folgenden Tagen eben so viele Goldstücke unter dem Kopfkissen gefunden wurden, meinte der Edelmann, einer von den Brüdern müsse ein Glückskind sein und unter dem besondern Schutze einer gütigen Zauberin stehen. Dies befestigte den Entschluß, den er schon am ersten Tage gefaßt hatte, nämlich, er wollte sie gehörig erziehen lassen, an Kindesstatt annehmen und dann seine Güter ihnen übergeben.

Dieses sein Vorhaben konnte er auf seinem Landsitze, wo er allein mit seinem Gesinde wohnte, freilich nicht ganz ausführen, und darum traf er Anstalten, eine Reise in die Residenz zu unternehmen. Nach wenigen Tagen war Alles geordnet, er setzte sich in den Wagen, nahm die Knaben zu sich und fuhr in die Residenz. Dort übergab er die Kinder der Obhut eines weisen Mannes, den er hinreichend mit

Geld versah, damit er noch andere Lehrer annehmen und den Brüdern Unterricht in Allem verschaffen könnte, was ein gebildeter Mensch wissen soll. Hierauf ermahnte er seine Pfleglinge zum Fleiße und Gehorsam gegen ihren Erzieher und zog wieder auf sein Landgut zurück.

Unter der Leitung ihres weisen Lehrers machten die Brüder große Fortschritte, vorzüglich Ales, dessen größtes Vergnügen es war, wenn er bei seinen Büchern sitzen und sich immer mehr Kenntnisse sammeln konnte. Fortunat hätte wohl, statt einer Lektion beizuwohnen, lieber die Büchse in die Hand genommen und wäre ganze Tage in den Wäldern herumgestrichen, wenn er nur die Erlaubniß hierzu erhalten hätte. Dennoch machte auch er nicht geringe Fortschritte, weil er fast bessere Anlagen hatte als sein Bruder, und wenn er das Buch zur Hand nahm, mit ganzer Seele dabei saß, um nur den Edelmann, seinen Wohlthäter, nicht zu betrüben. Schnell wie die Wellen rannen die Jahre dahin, die Knaben wuchsen zu schönen Jünglingen heran, und es kam die Zeit, daß sie zu ihrem Wohlthäter zurückkehren sollten. Der treue Diener, den ihnen der Edelmann bei seiner Rückreise zurückgelassen hatte, packte ihre Sachen zusammen und fuhr voraus, da es die Brüder vorzogen, eine Fußreise zu machen, wobei sie freilich zum ersten Male gegen den Willen ihres Wohlthäters handelten, der ihnen ausdrücklich geschrieben hatte, zugleich mit dem Diener auf seinen Landsitz zu kommen.

Bis zu dieser Zeit hatte Fortunat nicht erfahren, wie reich er sei, denn der erwähnte Diener hatte von seinem Herrn den Auftrag erhalten, unter dem Kopfkissen der Brüder

täglich drei Dukaten zu heben und selbe ihm abzuführen, was er auch that. Der Edelmann wollte die Brüder vor der Hand nichts wissen lassen, weil er fürchtete, daß sie mit dem vielen Gelde verschwenderisch umgehen und einen geringeren Fleiß auf ihre Ausbildung verwenden würden. Eben so fürchtete er, daß, wenn ein Fremder von dem Schatze der Brüder erführe, er sie todtschlagen könnte, welch' letztere Befürchtung ihn veranlaßte, seine Pfleglinge nicht reisen zu lassen, obwohl sie große Lust dazu hatten und schon oft versucht hatten, hierzu die Erlaubniß zu erhalten.

Dennoch beschlossen die Brüder, ihr Vorhaben auszuführen. Nachdem der Diener abgereist war, schrieben sie dem Edelmanne einen Brief, worin sie ihren Entschluß, auf Reisen zu gehen, kundgaben, zugleich aber um Vergebung baten, daß sie nicht zu ihm kämen, indem sie fürchteten, er werde seine Einwilligung abermals verweigern. Sie dankten ihm für alle erhaltenen Wohlthaten und versprachen nach einem Jahre zurückzukehren. Der Brief war bald geschrieben und abgeschickt, die Brüder nahmen Jeder eine Büchse und verließen die Stadt.

„Wie wäre es, Bruder, wenn wir jetzt einen Besuch bei den Eltern machen würden?“ sprach Fortunat zu Ales.

„Willst Du mit leeren Händen nach Hause kommen? Nein, ich kehre nicht früher zu den Eltern zurück, als bis ich ein vornehmer Herr geworden bin und sie unterstützen kann,“ erwiederte der Angesprochene.

„Du hast Recht, Bruder,“ pflichtete Fortunat bei, „es wäre unedel, jetzt den Eltern zur Last zu fallen, wo wir sie

hingegen mit Nichts unterstützen können. Laß uns in die weite Welt gehen, wer weiß, wo wir unser Glück finden."

Es war also beschlossen, und die Brüder gingen munter von Ort zu Ort. Nach einigen Tagen mahnte sie aber ihre Kasse, auf Mittel zu denken, durch welche sie wieder gefüllt werden könnte, denn das wenige Geld, welches sie hatten, befand sich auf der Neige. Da kamen sie in eine große Stadt, wo sie sich etwas umsehen wollten. Hier suchten sie zuerst eine Herberge, die sie auch bald fanden.

„Was haben Sie Neues, Herr Wirth?" fragte der lebhaftere Fortunat.

„Neuigkeiten sind bei uns selten," antwortete jener. „Unser König ist alt, und dann giebt es selten was Neues in der Residenz. Jetzt sucht er einen gewandten, jungen Mann, der ihm in der Regierung beistehen würde, da er außer einer Tochter keine Kinder hat, und soll einen sehr großen Gehalt dem zugesagt haben, der ihm seinen vor einigen Monaten verstorbenen ersten Diener ersetzen könnte."

Bei diesen Worten durchzuckte ein Gedanke die Seele Ales, und kaum hatte sich der Wirth entfernt, sprach er zu seinem Bruder: „Bruder, wir werden an den Hof gehen und uns um die Stelle bewerben."

„Ich nicht, denn eine solche Stelle würde nicht für mich, oder ich nicht für sie passen. Gehe immer hin an den Hof, und erhältst Du die Stelle, ziehe ich weiter."

Ungern hätte sich Ales von seinem Bruder getrennt, dennoch hatte er weder Ruhe noch Rast und beschloß, sich um die Stelle zu bewerben. Er ging in den königlichen Palast, und als er bei dem Könige vorgelassen wurde, brachte er

seinen Wunsch, dem Könige zu dienen, vor, dem er noch hinzufügte, daß er sich jeder Prüfung unterziehen wolle. Dies Anerbieten erklärte der König nicht annehmen zu wollen, machte aber dennoch Gebrauch davon, ohne daß Ales es merkte. Er stellte nämlich dem Bewerber wohl tausend Fragen über Dies und Jenes, was er gesehen und erfahren habe, und gab sich alle Mühe, ihn zu verwirren und Schwierigkeiten in den Weg zu legen, die er nicht lösen könnte. Aber Ales ließ sich nicht irre machen, beantwortete die ihm gestellten Fragen so genau und wußte seine Ansichten so wohl zu begründen, daß der König, über den tiefen Verstand des Jünglings hoch erstaunt, ihn mit Freuden zu seinem ersten Diener wählte, ohne sich weiter an seine Jugend zu stoßen.

Ales brachte die freudige Botschaft seinem Bruder und forderte ihn auf, in der Residenz zu bleiben, jedoch vergebens. Fortunat blieb wohl einige Tage, um die Stadt besehen zu können, dann aber zog er wieder weiter.

Fortunat war nun allein, und das mochte wohl Ursache sein, daß er das Herumziehen gar bald herzlich satt bekam, um so mehr, da ihm das Geld ausging, seine Kleider zerrissen, Hunger und Durst gar oft ihn belästigten und sein Körper müde wurde. Wenn er gewußt hätte, wie theuer er jedes Nachtlager bezahle, und wie gern die Leute ihm durch zehn Tage und wohl noch länger Kost und Wohnung gegeben hätten, er würde kaum so vielen Kummer um sein weiteres Fortkommen gehabt haben, als er in der letzten Zeit wirklich hatte. Aber er suchte unter seinem Kopfkissen

niemals nach und wußte daher von seinen Dukaten noch immer nichts.

Eines Tages kam er Abends bei einem großen Meierhofe an, wo eine reiche Frau wohnte, und beschloß, bei dieser einen Dienst zu suchen, sei dieser auch noch so gering, in welcher Absicht er sich auch bei der Frau anmelden ließ.

Er wurde aber nicht nur nicht in Dienste genommen, sondern bekam auch nicht einmal ein Nachtlager. Betrübt schlich Fortunat aus dem Meierhofe, da rief ihn der Thorwärter, ein herzensguter Mann, und lud ihn ein, bei ihm über Nacht zu bleiben und das geringe Nachtessen mit ihm zu theilen. Gerührt nahm Fortunat das Anerbieten an.

Am folgenden Morgen verließ Fortunat den Meierhof, und kurz darauf fand man in seinem Strohlager drei Dukaten, was die Leute in nicht geringe Verlegenheit brachte, da sie nicht wußten, was sie mit den Goldstücken thun sollten. In dieser Verlegenheit eilte der alte Thorwächter zu seiner Herrin, sie um Rath zu fragen. Als diese den Thorwächter über jeden Umstand ausgefragt hatte, schickte sie eilends dem bereits abgegangenen Fortunat Boten nach, die ihn in den Meierhof zurückführen sollten.

Die Boten eilten, so gut sie nur konnten, und holten Fortunat, der, in trübes Nachsinnen versunken, dahinwanderte, noch am selben Tage ein und kehrten mit ihm zurück. In der Meierei angekommen, wurde er vor die Hausfrau geführt, vor welcher er ein strenges Examen bestehen mußte. Da nahmen die Fragen gar kein Ende. Woher, wohin? wer seine Eltern? wo er früher gewesen und was er in jüngst verflossenen Tagen gethan? und mehrere derlei Fragen

wurden ihm gestellt; als er sie aber alle, wie es schien, zur Zufriedenheit der Fragenden beantwortet hatte, wurde er in der Eigenschaft eines Jägers gnädigst in Dienste genommen.

Auffallend war es der bösen Frau, daß Fortunat der Goldstücke mit keiner Sylbe erwähnte, noch auffallender aber, daß man unter seinem Kopfkissen Tag für Tag drei Dukaten fand, so neu und frisch, als wären sie so eben aus der Münze gekommen. Um sich die erwünschte Aufklärung zu verschaffen, ging sie zu einem alten Weibe, das weit und breit als Zauberin bekannt war. Dieser erzählte sie Alles und verlangte von ihr gegen das Versprechen großer Belohnung Aufschluß, der ihr, wie sie hoffte, große Vortheile bringen mußte.

Das alte Weib errieth die Wahrheit und gab der Frau die gewünschte Auskunft, nämlich, daß ihr Jäger das Herz des Glücksvogels gegessen habe, welches die Macht hat, daß Jeder, der es verzehrt, täglich drei Dukaten unter seinem Kopfkissen findet. Diese Erzählung erfüllte die Frau mit Staunen, weckte aber zugleich ihren Neid. Sie gab dem Weibe die versprochene Belohnung und versicherte, diese verdoppeln zu wollen, wenn ihr die Zauberin zu dem Besitze des Herzens des Glücksvogels verhelfen würde. Die Zauberin war ein kluges, aber zugleich ein gutmüthiges Weib, daher versprach sie zum Schein, nach dem Willen der reichen Frau zu thun, im Herzen jedoch war sie fest entschlossen, Nichts zu unternehmen, was dem Jäger schaden könnte.

Voll freudiger Hoffnung kehrte die Böse in ihr Haus zurück und erwartete die Zauberin, die am Abende zu kommen versprochen hatte. Früher als gewöhnlich entließ die

Frau am Abende ihr Gesinde, damit dieses die Zauberin nicht sehen möchte, welche bald darauf ankam. Die Frau führte sie nun vorsichtig in das Zimmer Fortunat's, mußte sich aber nach dem Wunsche der Zauberin sogleich entfernen, welche dann bei dem Schlafenden allein blieb. Nach wenigen Minuten kam die Zauberin aus dem Zimmer Fortunat's und übergab der sehnsuchtsvoll harrenden Frau das Herz eines Vogels.

„Heute werdet Ihr die Goldstücke zum letzten Male unter dem Kopfkissen des Jägers finden, von morgen an suchet sie unter Eurer Decke."

Diese Worte der Zauberin brachten die böse Frau ganz aus der Fassung; nachdem sie nach dem Befehle des alten Weibes das Herz gierig verschlungen hatte, bezahlte sie die versprochene Belohnung, mit welcher das alte Weib alsbald das Haus verließ.

Am Morgen, als es kaum zu grauen begann, schickte die böse Frau ihr ganzes Gesinde, damit es den Jäger Fortunat aus ihrem Hause vertreiben möchte. Zu dieser harten Maßregel bestimmten sie vorzüglich zwei Gründe: erstens wollte sie den Jäger nicht immer vor Augen haben, weil sie fürchtete, daß bei seinem Anblicke die Vorwürfe ihres Gewissens täglich erneuert würden, zweitens glaubte sie den Lohn des Jägers ersparen und nach und nach wenigstens einen Theil der Geldsumme, die sie der Alten gegeben hatte, in ihre Geldsäcke zurückbringen zu können. Hätte die geizige Frau gewußt, daß sie von der Alten hintergangen worden, daß sie das Herz eines ganz gewöhnlichen Vogels verzehrt und eine äußerst große Geldsumme fruchtlos verschwen-

det habe, sie wäre untröstlich gewesen. Doch sie sollte bald genug Alles erfahren und zugleich die Strafe ihrer Bosheit und ihres Geizes empfinden.

Seufzend hatte Fortunat seinen bisherigen Aufenthalt verlassen, und ging, den ersten besten Weg einschlagend, mit gesenktem Haupte weiter. „Wohin soll ich mich jetzt wenden?" Diese Frage stellte er an sich selbst; aber die Antworten, die er darauf gab, waren so mannigfach und einander widersprechend, daß er zu keinem festen Entschlusse gekommen war, als ihn sein Magen erinnerte, daß die böse Frau ihm kein Frühstück gegeben habe, ehe sie ihn aus ihrem Hause jagen ließ. Spähend erhob er seine Augen und gewahrte ohnweit der Straße, die er wandelte, einen schönen Hain, an dessen Rande ein hoher, schattiger Apfelbaum seine breiten Aeste ausbreitete, die voll der schönsten Aepfel hingen. Fast unwillkürlich wendete er sich von der Straße ab und schlug einen Feldweg ein, der zu dem Haine führte, denn er hoffte, mit den schönen Früchten des Apfelbaumes seinen Hunger stillen zu können. Kaum hatte Fortunat einen Apfel gekostet, sah sich der Arme in einen Esel verwandelt.

„Das fehlte noch zu meinem Elende!" seufzte Fortunat unter der Eselshaut, und voll Verzweiflung rannte er gegen den verrätherischen Baum, Willens, an dem starken Stamm den Kopf zu zerschellen und seinem unglücklichen Dasein ein Ende zu machen. Aber der Eselskopf schien von Eisen zu sein, denn der ungeheure Schlag hatte weiter keine Wirkung, als daß der Baum gleichsam spottend erdröhnte und ein grüner unansehnlicher Apfel herunterfiel, der Fortunat's Appetit so sehr reizte, daß er nach ihm haschte und ihn ver-

zehrte. Sogleich stand er wieder in seiner vorigen Gestalt als Mensch da. Ein freudiges Jauchzen entwand sich seiner Brust, und nun faßte er den Baum und schüttelte seine breiten Aeste mit ganzer Kraft, daß eine große Menge Aepfel herabfielen. Dann setzte sich Fortunat auf den Rasen, wählte die wohlbekannten grünen Aepfel aus und aß, soviel er wollte. Hierbei überraschte ihn die Nacht, Fortunat überlegte nicht lange, sondern streckte sich auf dem weichen Rasen aus und schlief bald ein.

Die verschiedenartigsten Gefühle, wie sie Fortunat's Gemüth den Tag über beherrscht hatten, spiegelten sich jetzt getreulich in seinen Träumen ab. Er sah sich von seiner ehemaligen Herrin mißhandelt, ja mit Hülfe einer bösen Zauberin in einen Esel umgewandelt; voll Entsetzen floh er, gelangte, von seiner bösen Dienstfrau und ihrer mächtigen Gehülfin verfolgt, zu einem Baume, aus dessen breiter Krone eine gütige Fee ihm zulächelte; dieselbe warf ihm einen Apfel zu, den er gierig verzehrte und dadurch seine vorige Menschengestalt erhielt. Da trat dieselbe menschenfreundliche Fee in Gestalt einer ehrwürdigen Matrone zu ihm und sprach: „Hab' Acht, Fortunat, in Deinem Innern ist des Glücksvogels Herz verschlossen, durch dessen Macht Du unter Deinem Haupte täglich drei Goldstücke findest. Sei vorsichtig und Du wirst glücklich werden." Nach diesen Worten verschwand die Erscheinung; aber die Worte der Matrone wirkten so mächtig auf Fortunat, daß er aufwachte. Das Bild lebendig vor seiner Seele, raffte er sich schnell auf und suchte nach dem Orte, wo eben sein Kopf gelegen hatte, und siehe! drei Goldstücke funkelten ihm von



dem grünen Rasen entgegen, so neu und frisch, als hätte sie die Fee so eben aus ihrer Schatzkammer genommen und unter sein Haupt gelegt.

Freudig hob er sie auf und steckte sie zu sich. Dann dachte er daran, wie er die böse Frau am empfindlichsten bestrafen könnte. Sein Plan war bald gemacht und er schritt auch sogleich zu seiner Ausführung. Nachdem er eine Anzahl jener verführerischen Aepfel, die ihm am vorigen Tage so viel Schreck verursacht hatten, gesammelt, ging er zur Meierei zurück. Dort angekommen, bot er die Aepfel zum Verkaufe aus, jedoch nur der Besitzerin des Meierhofes. Da man ihn nicht erkannte — denn er hatte seine Kleider gewechselt, sein Gesicht braungefärbt und eines seiner Augen verbunden — trug eine Magd die Aepfel zur Frau, welche bei dem Anblicke des Obstes eine solche Eßlust anwandelte, daß sie hastig nach dem Preise fragte und, da er nicht hoch war, bezahlte sie in klingender Münze. Fortunat strich das Geld ein und verließ eilends den Hof.

Die Eßlust der Frau war so groß, daß sie nicht widerstehen konnte, nach einem Apfel griff und ihn aß — aber in demselben Augenbicke stand sie da in der Gestalt eines Esels. Voll der schrecklichsten Angst rannte sie aus dem Zimmer in den Hofraum, wo sie unter wilden Sprüngen ein so fürchterliches Geschrei erhob, daß bald alles Gesinde herbeilief. Entsetzt blickten Alle auf ihre verwandelte Frau, und obgleich ihnen diese wenig Gutes erwiesen, beseelte sie doch der Wunsch, ihr zu helfen. Aber wie? das wußten sie nicht. Immer wüthender sprang der Esel im Hofraume herum; endlich gelangte er durch einen gefahrvollen Sprung sogar auf eine ziemlich hohe Mauer, fiel hinab, brach das Genick und blieb todt liegen. Das Vermögen der Verstorbenen erbte eine arme Anverwandte, die ihre Untergebenen liebevoll und freundlich behandelte.

Fortunat setzte seine abenteuerlichen Wanderungen noch lange fort. Täglich fand er unter seinem Kopfkissen drei Goldstücke und hatte somit keine Noth zu leiden, sondern konnte wie ein wohlhabender Mann leben, was er auch that. Einst führte ihn die Straße, welche er wandelte, einen großen Fluß entlang, da sah er am Ufer einen mit Moos bewachsenen Sitz, den er, ohnehin ermüdet, sogleich einnahm, um zu rasten. Plötzlich hörte er ein wehmüthiges Aechzen, und es däuchte ihm, als ob sich der Sitz unter ihm bewegte; rasch sprang er auf, um nachzusehen. Nach sorgfältiger Untersuchung gewahrte er, daß der Sitz nichts anderes wäre, als ein mit Moos über und über bewachsener großer Fisch.

„Du armer Fisch," dachte Fortunat, „Dich hat gewiß der Sturm mit den Wellen ans Ufer geworfen; die Wellen

fanden bald ihren gewohnten Pfad, Du aber konntest Dir nicht helfen.“

Hierauf reinigte er den Fisch vom Moose und fetten Schlamme und wälzte ihn mit großer Anstrengung in den Fluß. Munter bewegte sich der Fisch in den Wellen und verschwand bald in der Tiefe.

Fortunat zog wieder weiter, bis er in eine große Stadt kam, in welcher ein mächtiger König seinen Sitz hatte. Der langen Wanderungen überdrüßig, beschloß er, bei dem königlichen Hofe einen Dienst zu suchen.

Daher ging er gleich am zweiten Tage nach seiner Ankunft in den königlichen Palast. Er hatte seine kostbarste Kleidung hervorgesucht, welche den edlen Anstand seiner Haltung noch mehr hervorhob, so daß ihm die Menschen in allen Gassen, durch welche ihn der Weg zur königlichen Residenz führte, bewundernd nachsahen und nicht im mindesten erstaunt waren, als sich schon am folgenden Tage das Gerücht in der Hauptstadt verbreitete, der König habe denselben schönen Fremdling zu seinem ersten Diener auserkoren.

Fortunat hatte somit einen Dienst, der König einen weisen Diener, beide konnten zufrieden sein; Fortunat wenigstens war es. Doch das Sprichwort sagt: Je mehr Glück, desto mehr Feinde, und Fortunat mußte gar bald die Bosheit seiner Feinde fühlen. Die älteren königlichen Diener, durch eines Fremdlings Erhebung zum ersten Dienstposten am Hofe ihres Herrn gekränkt, beschlossen, diesen Eindringling, wie sie Fortunat nannten, koste es, was es wolle, zu entfernen. Am meisten regte sich der Neid bei einem von den Dienern, der bisher das volle Vertrauen des Königs

genoß, durch Fortunat aber zu verlieren fürchtete. Dieser ging nun eines Tages zu seinem Herrn, dem Könige, und sprach: „Gnädigster Herr und König! Tag und Nacht denke ich nach, wodurch ich Dein Wohlgefallen erringen könnte, denn ich bin Dein treuer Diener, von ganzem Herzen Dir ergeben, obwohl Du mich von Dir gestoßen hast."

„Fasse Dich kurz, was verlangst Du und was willst Du mir sagen?" fragte der König.

„Mächtigster Gebieter! Dein Diener Fortunat, dem Du vor Allen gewogen bist, hintergeht Dich. Unlängst erzählte er mir von einer Prinzessin, die durch ihre Schönheit alle Prinzessinnen der Welt, wie die Sonne alle Sterne des Himmels, weit überstrahle. Sie wohnt, sprach er, auf dem schwarzen See, wohin noch Niemand gelangte, denn unendliche Gefahren drohen dem Kühnen, der es wagen wollte, sie zu entführen. Auch prahlte er damit, daß er den Weg dahin kenne und wohl im Stande wäre, die Prinzessin zu holen. Ich ermahnte ihn aus treuer Liebe zu Dir, seinem Herrn, das Abenteuer zu bestehen und Dir eine so schöne Braut zu holen, allein er erwiderte, daß er Deinetwegen zu einem so gefährlichen Unternehmen seine Hand nicht bieten werde. Daher beschloß ich, mächtigster Herr und Gebieter, Dir von allem Nachricht zu bringen, auf daß Du in Deiner Weisheit beschließen mögest was Dir gut dünkt."

Der König befahl dem Diener, Fortunat zu rufen und entließ ihn, ohne ein Wort zu erwiedern.

Als Fortunat eintrat, sprach der König: „Fortunat, Du wußtest, daß ich eine Braut suche, und dennoch setztest Du mich nicht in Kenntniß von der schönen Prinzessin auf dem

schwarzen See. Dafür sollte ich Dich strafen, aber ich erlasse Dir die Strafe, wenn Du binnen drei Wochen die schöne Prinzessin in meinen Palast bringst. Verstreicht die Zeit, ohne daß mein Befehl vollzogen ist, wirst Du lebendig verbrannt. Dies merke Dir und handle!"

Fortunat war wie aus den Wolken gefallen; er wußte von der schönen Prinzessin nicht ein Wörtchen und wollte sich daher entschuldigen, aber der König winkte ihm, sich zu entfernen, und er mußte gehorchen, wenn er den König nicht noch mehr gegen sich aufbringen wollte, als er, nach seiner Rede zu schließen, es ohnehin schon war. Betrübt schlich er aus dem königlichen Zimmer. In der Vorhalle traf er jenen Diener, der durch seine lügenhafte Erzählung zu der Verlegenheit Fortunat's den Grund gelegt hatte. Da Fortunat von seiner Bosheit keine Ahnung hatte, erzählte er seinem Feinde Alles, als dieser sich ihm, freundschaftliche Theilnahme äußernd, nahete und nach der Ursache seiner Niedergeschlagenheit fragte.

„Lieber Freund," sprach sodann der gleißnerische Lügner, „Du bist nicht der Erste, der diesen gefahrvollen Auftrag erhielt. Schon vor Dir verloren Viele des Königs Gunst und ihr Leben, weil sie die Prinzessin, wie ihnen befohlen worden, dem Könige nicht zuführten, und ich fürchte, daß es Dir nicht besser ergehen werde." Nach diesen Worten entfernte er sich, hocherfreut, daß seine List so gut und schnell gelungen war.

Fortunat war in Verzweiflung und bereute jetzt zu spät, daß er den Dienst des betrügerischen Königs gesucht habe.

Am zweiten und an mehreren folgenden Tagen bemühte er sich, bei dem Könige vorgelassen zu werden; denn er hoffte noch immer, daß es ihm gelingen werde, den König milder zu stimmen. Als aber Tag für Tag seine Pläne scheiterten und eine Woche bereits verstrichen war, gab er die Hoffnung auf und beschloß, eine Reise zu unternehmen, da er nur auf diese Art des königlichen Auftrags sich entledigen konnte, wobei ihm noch die Hoffnung des Verzweifelten lächelte, daß ihm nämlich irgend ein glücklicher Zufall den Aufenthaltsort der Prinzessin entdecken werde.

Auf seiner Reise fragte Fortunat überall nach dem schwarzen See, da der König diesen als den Aufenthaltsort der schönen Prinzessin bezeichnet hatte; aber so Viele er auch fragte, wußte ihm doch Niemand die Lage des See's anzugeben. Die Zeit verstrich pfeilschnell und Fortunat wußte eben so viel, als beim Antritte seiner Reise, d. h. Nichts. Am achten Tage seiner Irrfahrt gelangte er in eine Gebirgslandschaft, wo er nur mit Mühe mit seinem Pferde fortkam.

Als er hier auf einem engen Felsenwege um einen Felsenvorsprung umbog, sah er sich plötzlich an dem Ufer einer Wasserfläche, die sich zwischen den hohen Felsen in weite Ferne dehnte und so dunkel aussah, als wäre sie mit schwarzem Tuche überzogen. Riesenwächtern gleich standen hohe Felsen ringsum, daß kein Sonnenstrahl auf das Wasser dringen, keiner das Schilfrohr bescheinen konnte, das die Wasserfläche wie ein Rahmen einfaßte und geheimnißvoll säuselnd unbekannte Märchen zu erzählen schien.

Im ersten Augenblick jauchzte Fortunat laut auf, denn

er glaubte schon den schwarzen See gefunden zu haben und somit am Ziele seiner Reise zu stehen; als er sich aber umsah, überall nur die dunkle Wasserfläche und schroffe Felsenmassen, nirgends aber einen Felsensteg erblickte, auf welchem er weitere Nachforschungen hätte anstellen können, da fiel er plötzlich von dem Gipfel seiner Hoffnung in den schwarzen Abgrund tiefer Trauer, und er rief wehmüthig aus: „Wo soll ich nun eine Bahn suchen, wer führt mich über den See?"

„Ich!" rief es aus dem Wasser, und Fortunat erblickte einen ungeheuren Fisch, der seinen Kopf aus dem Wasser erhob und ihm seine Hülfe mit den Worten anbot: „Komm' nur, setze Dich auf meinen Rücken; Du halfst mir in's Wasser, ich will Dir über's Wasser helfen."

Schon wollte Fortunat sich, der Einladung zufolge, auf den Rücken des Fisches setzen, da erhob dieser noch einmal sein Haupt und sprach: „Wenn Du in das Krystallschloß gelangst, eile schnell in das dritte Gemach, fasse die Prinzessin um den Leib und verlaß sogleich das Schloß, nimm jedoch, so Dir Dein Leben lieb ist, das Kästchen mit, welches Du auf dem Tische neben ihr sehen wirst."

Fortunat dankte, versprach den Rath genau zu befolgen, und setzte sich dann auf den Rücken des Fisches, der sich durch die Wellen leicht fortbewegte. Der See war groß, dennoch erblickte Fortunat am jenseitigen Ufer bald das Krystallschloß, dessen blendende Weiße gegen den dunkelschwarzen Seespiegel und die traurigen Felsenwände höchst sonderbar abstach. Hier also sollte Fortunat eine Prinzessin fin-

den; ob es aber jene, wegen ausnehmender Schönheit so hoch berühmte Königstochter wäre, das wußte er freilich nicht; und diese bangen Zweifel, die sein Herz ängstigten, spornten ihn an, nachdem er das Ufer betreten hatte, sobald als möglich das Schloß zu erreichen, um sich Gewißheit zu verschaffen. Als er in das Schloß eintrat, blieb er stille stehen vor Staunen über die außerordentliche Pracht, die er überall wahrnahm, und wendete sein Auge bald links, bald rechts, um es an der Schönheit der Krystallwände, den zahllosen Edelsteinen, die in die Wände gesäet schienen, und der prachtvollen Einrichtung zu weiden. Endlich mahnte ihn ein Laut, der vom See herüberdrang und den er für die Stimme des Fisches erkannte, an das, weswegen er gekommen. Er kam in's dritte Zimmer, das prachtvoller als die vorigen ausgestattet war, doch alle Pracht überstrahlte die Schönheit der Prinzessin, die auf einem goldgestickten Divan saß. Bei ihrem Anblicke sagte Fortunat zu sich selbst: „Diese und keine andere ist die schönste der Prinzessinnen." Vor dem Divan stand ein Tisch, gleichfalls von Krystall, und auf demselben lag ein kleines Kästchen. Dies nahm Fortunat in die linke Hand, schlang die Rechte um den Leib der Prinzessin und eilte zu dem Riesenfische, der sie schnell und glücklich auf dieselbe Stelle brachte, wo ohnweit Fortunats Pferd wartete.

„Fliehe, fliehe, der Seekönig naht!" nöthigte der Fisch, und Fortunat ließ sich dies nicht zweimal sagen, sprach einige Worte des Dankes zu seinem Helfer und verließ dann mit seiner schönen Beute die Berge. Es war die höchste Zeit. Der Seekönig, Vater der Prinzessin, war in sein

Schloß heimgekehrt, und da er sein einziges Kind nicht fand, eilte er auf den See und wüthete in seinem Zorne von einem Ende desselben zum andern so furchtbar, daß die sturmbewegten Wogen, hohen Bergen ähnlich, in die Höhe flogen. Ihr Brausen hallte in den Bergen wieder und mahnte unsern Abenteurer zur Eile, da er sich so lange nicht sicher wähnte, als die furchtbaren Töne an sein Ohr schlugen. Die Prinzessin, das schöne Haupt auf Fortunats Brust gesenkt, war ganz ruhig, und es schien ihr nicht unlieb zu sein, daß ein so schöner Mann sie entführe.

Als die Flüchtlinge das Rasen und Toben des See's nicht mehr hörten, athmete Fortunat freier und blickte nach der schönen Prinzessin; da erhob diese ihr Haupt, und er glaubte den Himmel zu sehen, zugleich aber öffnete sie den Rosenmund und sprach: „Nun kann und darf ich nimmer in das Schloß meines Vaters zurückkehren, ich bin Dein; so sage mir denn, wer Du seist und wohin Du mich führest?“

Wie Nachtigallensang drangen diese Worte zu den Ohren Fortunats; sein Herz blutete, wenn er daran dachte, daß er sich von der schönen Prinzessin werde trennen müssen, aber er hatte Stärke genug, um seinen Schmerz niederzukämpfen und ihr getreu zu erzählen, wer er sei und wohin er sie führe. Die Prinzessin horchte aufmerksam. Als er geendet hatte, lagerten sich dunkle Wolken auf ihrer Stirn, sie sprach seitdem nicht mehr so freundlich mit ihm und sah ihn nicht mehr so liebevoll an.

So kamen sie zu der Hauptstadt, aus welcher Fortunat

vor mehreren Tagen voll Verzeiflung ausgezogen war, die schöne Prinzessin zu suchen; jetzt, da er mit ihr zurückkehrte, war seine Stimmung nicht viel besser; es kam ihm vor, als solle er sie in das Krystallschloß ihres Vaters zurückführen, er selbst aber sein Leben an den Ufern des schwarzen See's in Trauer und Einsamkeit beschließen.

Als der König hörte, daß Fortunat mit der schönen Prinzessin heimkehre, ging er ihm, festlich geschmückt, mit seinem ganzen Hofstaate entgegen, um die holde Braut aus seiner Hand zu empfangen und in den königlichen Palast einzuführen.

Als dies Alles jener listige königliche Diener sah, dachte er, Fortunat müsse ein mächtiger Zauberer sein und werde sich jetzt an ihm rächen wollen, daher suchte er der Strafe dadurch zu entgehen, daß er eilends die Hauptstadt verließ und nie wieder zurückkehrte.

Der König schwamm in einem Meer von Wonne und überhäufte in dem Uebermaße seiner Freude den treuen Diener Fortunat mit Lobeserhebungen, Gunst- und Ehrenbezeigungen; doch dies Alles konnte die Trauerwolken von der Stirn des Belobten nicht verscheuchen. Seufzend schlich er umher oder verschloß sich, da ihm die Bücklinge der Hofschranzen lästig zu werden begannen, tagelang in sein Zimmer. Nicht besser stand es mit der Prinzessin; ängstlich blickte sie zu dem Könige, wenn er bei ihr erschien, auf, sprach kein Wort, kurz, sie legte die tiefste Trauer an den Tag.

Da trat eines Tages der König zu ihr und sprach·

„Holde Prinzessin, seit dem Tage Deiner Ankunft bemühe ich mich fruchtlos, die Trauerwolken, die auf Deiner holden Stirne schweben, zu zerstreuen; nenne mir die Ursache Deines Kummers, ich bin gern bereit, Alles zu thun, um mir Deine Liebe zu erwecken.“

Die Prinzessin erwiederte: „Sahst Du jemals Rosen auf dem Eise blühen? Ich bin jung, Du bist alt; urtheile, ob ich Dich lieben kann?“

„Deine Rede, schöne Jungfrau, schmerzt mich tief. Du willst mich meiner Gestalt wegen nicht lieben, und ich kann sie doch nicht ändern.“

„Du kannst! Wenn ich nur mein goldenes Kästchen hätte. In diesem ist eine wunderthätige Salbe, welche Jeden, der sich mit ihr salbt, siebenmal schöner macht.“

Da ließ der König den geliebten Diener Fortunat rufen, erzählte ihm, was die Prinzessin wünsche, und bat ihn dann, das Kästchen mit der Wundersalbe zu bringen.

„Das ist bald geschehen,“ sprach Fortunat, „denn ich habe das Kästchen mitgenommen, und da ich nicht wußte, was darin wäre, bei mir bewahrt.“

Fortunat holte das Kästchen und übergab es der Prinzessin, die es öffnete, die Wundersalbe herausnahm und zu dem Könige also sprach: „Nun laß Dir, o König, den Kopf abschneiden, ich werde ihn salben und Du wirst schöner, als Jason, der blühende Gott der Jugend, werden.“

Dies schien dem Könige doch etwas zu viel verlangt, und er wollte zu der gewünschten Operation seinen Kopf nicht hergeben; da trat Fortunat zu der Prinzessin und bat, den

Versuch erst an ihm zu wagen, damit der König sich überzeuge, daß keine Gefahr vorhanden sei. Mit einem scharfen Messer trennte sie den Kopf vom Rumpfe, salbte mit der Wundersalbe die Wunde, setzte den Kopf wieder an — und ihr Liebling stand siebenmal schöner, als er ehedem gewesen, vor der sanft lächelnden Jungfrau. Ein so augenfälliger Beweis von der Macht der Wundersalbe erfüllte den König mit Muth, und er gab sich nun willig zur Operation her. Die Prinzessin schnitt nun dem Könige gleichfalls den Kopf ab, aber kaum war der Kopf abgeschnitten, so fielen einige Tropfen Blutes zu Boden und sogleich ertönte in den Gassen der Stadt ein furchtbares Brausen, wie das Heulen eines entsetzlichen Sturmes, in welches sich das Gezische gepeitschter Wogen mischt. Es kam immer näher, und bald verkündeten herbeieilende Boten, daß vom Flusse her Wogen sich heranwälzten, als würden sie von Zauberhänden zusammengehalten und fortbewegt.

Kaum hatten sie dieses in wenigen Worten erzählen können, so hörte man das furchtbare Brausen vor dem königlichen Palaste; doch auch hier blieb es nicht stehen, sondern die Wogen wälzten sich über die breite Treppe der königlichen Burg in jenes Gemach, wo Fortunat und die Prinzessin mit dem königlichen Leichname zitternd der Dinge harrten, die da kommen sollten. Die Thür des Gemaches öffnete sich von selbst, die Wogen wälzten sich immer weiter, bis sie in der Mitte des Gemachs stille standen. Jetzt erblickte man in denselben einen Greis mit silberweißem Haar und Bart, mit einer Perlenkrone auf dem Haupte und einem Dreizack in der rechten Hand.

„Sei ruhig, meine Tochter," sprach er zu der zitternden Prinzessin, „der König ist und bleibt todt, zur Strafe des Bösen, das er seiner ersten Gemahlin angethan, und der vielen Gewaltthaten, die er in früheren Jahren an seinem Volke verübt. Fortunat sei an seiner Stelle König, denn er wird sein Volk glücklich machen. Du liebst ihn, sei daher glücklich als seine Gemahlin. Ihr und Eure Kinder sollet Erben meines Reichthums sein."

Nach diesen Worten ertönte ein gellender Pfiff durch die Luft, die Fenster öffneten sich und draußen goß der Regen in Strömen, aber von dem Seekönig sah man keine Spur, einen Perlenschmuck ausgenommen, der an der Stelle, wo die Wogen gestanden hatten, zurückgeblieben war.

Als sich die staunenden königlichen Diener von dem Schrecken, der sie gelähmt hielt, erholt hatten, begrüßten sie mit lautem Jubelgeschrei, das weit durch die Stadt wiederhallte, Fortunat als ihren König.

Nach einigen Tagen fand das feierliche Leichenbegängniß des alten Königs statt, und nach demselben wurde Fortunat von dem gesammten Volke als König anerkannt und mit der schönen Prinzessin vermählt.

Nun war Fortunat König und die schönste Prinzessin der Welt seine Gemahlin; er fand auch nach wie vor drei Goldstücke täglich unter seinem Kopfkissen. Was hätte er nun noch wünschen sollen? Eine Zeit lang schienen wirklich alle seine Wünsche erfüllt, aber bald weckte die Sehnsucht neues Verlangen, neue Wünsche, die Fortunat eben, weil er König war, nicht unerfüllt lassen wollte. Er hätte nämlich

gerne erfahren, was aus seinem Bruder geworden sei und wie es seinen Eltern gehe. Daher beschloß er, eine Reise zu unternehmen, und theilte dieses Vorhaben seiner Gemahlin mit, die gerne einwilligte. Somit stand dem Könige kein Hinderniß entgegen; er gab in Bezug der Regierung die für die Zeit seiner Abwesenheit nöthigen Befehle und trat mit seiner Gemahlin die Reise an.

Zuerst kamen sie in jene Stadt, wo Fortunat's Bruder, Ales, in königliche Dienste getreten war, und der König befahl, in demselben Hause einzukehren, in welchem er vor mehreren Jahren von seinem Bruder Abschied genommen hatte. Als der Wirth die vornehmen Gäste in seine schönsten Zimmer geführt hatte, fragte ihn Fortunat, was es bei ihnen Neues gäbe.

„Neuigkeiten werden bei uns jetzt spärlich gesäet, denn Jedermann spricht nur von unserm neuen Könige."

„Und was giebt's mit Eurem Könige?" fragte Fortunat hastig, während eine freudige Ahnung durch seine Seele fuhr.

„Vor einigen Jahren," erzählte der Wirth weiter, „kam in unserer Stadt ein junger Mann an, den der König, da er seine außerordentlichen Kenntnisse kennen gelernt hatte, zu seinem ersten Diener machte. Dieser verwaltete dann im Namen des Königs das ganze Reich mit so seltener Umsicht und Geschicklichkeit, daß er sich die Liebe des Königs in hohem Grade erwarb; aber wärmer und glühender liebte den jungen Mann die Prinzessin, des Königs einzige Tochter. Als nun vor einigen Wochen der König starb, wählte die Erbin des Reiches den ersten Diener des Verstorbenen

zu ihrem Gemahl. Das Volk frohlockte und übertrug ihm die Krone, was es gewiß nie bereuen wird, denn der junge König ist ein guter und gerechter Herr."

Diese Nachricht ließ kaum einen Zweifel, Fortunat sollte seinen Bruder als König wiedersehen, und in seiner Freude wollte er nicht bis zum künftigen Tage warten, sondern eilte mit seiner Gemahlin sogleich in die königliche Burg. Die Freude der beiden Brüder war groß. Alles veranstaltete zu Ehren seines Bruders Feste, die volle acht Tage dauerten, wobei das Volk seinem jungen Könige hülfreiche Hand bot, als es erfahren hatte, daß des Königs Bruder angekommen wäre. Nachdem die acht Tage verflossen und die Feste beendet waren, eilten die Brüder zu ihren Eltern. Auf dem Wege dahin besuchten sie ihren liebevollen Wohlthäter, den Edelmann.

Dieser glaubte, daß seine ehemaligen Pfleglinge auf böse Wege gerathen wären, da sie in so vielen Jahren nicht zurückkamen, und war daher bis zu Thränen gerührt, als sie jetzt erschienen und ihm ihre Schicksale erzählten. Gerne erfüllte er den Wunsch seiner Söhne, wie er die beiden Brüder nannte, und begleitete sie zu ihren Eltern, die noch immer in demselben Jägerhause wohnten und für ihre Kinder täglich beteten, da sie dieselben todt glaubten. Dabei machte sich vorzüglich der Jäger viele Vorwürfe, und hielt das Verschwinden seiner Söhne für eine gerechte Strafe des Himmels, für seinen Jähzorn und unzeitige Strenge. Als nun ihre Kinder ankamen, den erstaunten Eltern zu Füßen fielen und um Verzeihung baten, wußten sich die Glücklichen vor Freude kaum zu fassen.

Nach wenigen Tagen verließen die beiden Könige mit ihren Eltern und dem Edelmanne das Jägerhaus und zogen zuerst auf den Landsitz des Edelmanns, der seine Besitzungen verkaufte, das erlös'te Geld unter die Armen und seine Diener vertheilte und mit seinen Pfleglingen zog. Dann gingen Alle zu Ales und nach kurzem Aufenthalte zu Fortunat. So wechselten sie in ihren gegenseitigen Besuchen und lebten fortan in ungetrübtem Glücke. Die Könige bereuten nie, des Glücksvogels Kopf und Herz genascht zu haben.



Druck von Graß, Barth und Comp. (W. Friedrich) in Breslau.



